Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 16 — Marburg i. H., den 17. April — 1913

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Memento mori — Stille — Autorität und Autonomie. 3. Johannes Müller — Eine Konferenz für Judenmission — Christen und Juden auf dem Berliner Weltkongreß — Kirche und Frömmigkeit in Rußland. Zweites Stück — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Memento mori!

Grauenhafte Finsternis,
Als wenn kein Tag mehr werden sollte.
Grabesstille Schweigsamkeit,
Als wenn kein Wesen wach mehr werden wollte.
Rings alles düster stumm umher,
Als wenn Natur gestorben wär,
Als wär zu End des Lebens Not,
Derweil der Schöpfer tot.

O grauenhafte Einsamkeit,
In stiller stummer Pein
Mit seiner Seele ganz allein,
Enthüllt von allem Schein,
Vor seinem Ich als Richter stehn,
Nichts als das eigne Antlitz sehn!

O grauenhafte Schweigsamkeit,
Wirst du zur starren Ewigkeit?
Muß so vor meinem Gott ich stehn
Und ihm in's Richterauge sehn?

Stille

Geheimnisvolle Stille,
Sein selber kaum bewußt,
Die heilige Ruhe in der Brust,
Wenn ruhen Wunsch und Wille.

Rings um mich tiefes Dunkel,
Doch in mir leuchtend Licht.
Von droben aus dem Sterngefunkel
Neigt strahlend sich hernieder
Ein majestätisch Angesicht.
Ein starker Arm umklammert meine Glieder
Und hebt mich hoch und höher, himmelwärts.

O überselig Menschenherz,
O wonniges Erleben!
Dem Leibe leis entrückt,
Im Geiste licht verzückt,
Selbstentwunden
Alles vergessend,
Allverbunden
Alles ermessend,
Ledig der irdischen Schranken
Schweifend in Schöpfergedanken,
Liebetrunken
Gottversunken,
In Himmelslust
Das Haupt an Vaters Brust,
Ohn Bangen und ohn Beben
Im Arm des Herrn
Von Stern zu Stern
Durchs weite Weltall hinzuschweben!

Hermann Wette

Autorität und Autonomie

3. Johannes Müller

Wir hoffen, schon heute keinem ernstlichen Widerspruch mehr zu begegnen, wenn wir Johannes Müller als den berufenen Wecker des „ursprünglichen autonomen Genius“ im Menschen bezeichnen, und wir stehen nicht an die Lebensleistung Müllers in dieser Hinsicht als geradezu klassisch und vollendet anzuerkennen. Was auf dem Gebiet der Religion mit rein geistig persönlichen Mitteln geschafft werden kann, das hat Müller geschafft. Wenn Jemand an der Wirksamkeit des reinen Wortes verzweifeln will angesichts des Bannes, mit dem die Macht des sozialen Milieus die breiten Volksmassen, hohe und niedere, belegt, dem ist unbedingt die Lektüre der grünen Blätter sowie ein ernsthafter Besuch von Schloß Mainberg zu empfehlen. Hier mag er sehen, was das reine Wort vermag, sobald eine reine und starke Persönlichkeit dahinter steht. Hier wird er den geborenen pastor pastorum, den berufenen praeceptor praeceptorum kennen lernen.*)

Allein Müller ist sich wohl selbst bewußt, daß er mit seiner Arbeit doch nur die literarische Oberschicht unseres Volkes erreicht, ja auch von dieser nur eine aristokratische Auslese. Die Gewalten des sozialen Lebens sind einmal mit rein geistigen Mitteln nicht zu besiegen. Daher Foerster in Beziehung auf die Masse wohl Recht behalten wird, sofern nämlich für sie das Geistige immer nur in der sozialen Form von Autorität und Pietät maßgebend werden wird. Man wäre versucht die Beiden als Antipoden zu bezeichnen, aber: Antipoden schließen sich bekanntlich gegenseitig nicht aus, sie fordern vielmehr einander als Gegenpole; auch Foerster gibt doch zu, daß sein Idealkatholizismus nicht mehr mit den groben Formen von Massensuggestion und seelischer Hypnose arbeiten darf, wie das der heutige römische Katholizismus noch tut. Aber wenn die alten Autoritäten angesichts der Forderungen der Neuzeit versagen, so bleibt nach unseren am Eingang aufgestellten Prinzipien nichts Anderes übrig, als entweder deren Recht durch neue Leistungen und neue Opfer neu zu begründen, oder aber sie fallen zu lassen. Letzteres ist für jeden Denkenden unmöglich. Denn die Geschichte der Menschheit läßt sich nicht abreißen und neu anfangen.

Hiergegen wird auch Müller kaum etwas einzuwenden haben. Wenn er aber noch im ersten Heft des Jahrgangs 1912 der grünen Blätter die Möglichkeit erörtert, daß das Lebenswerk Jesu auch ohne seinen Tod hätte vollendet werden können, so möchte man doch wieder an eine gewisse Weltfremdheit denken. Wir werden wohl nicht fehl gehen, wenn wir hiefür Müllers genuin mystische Art verantwortlich machen. Der Mystiker scheut gewiß nicht Leiden und Opfer, er kann wohl mehr ertragen als alle Andern, aber in der Stille. Was er scheut,

*) Bis heute scheinen die Lehrer und besonders die Lehrerinnen die feinere Witterung für das zu haben, was bei Müller zu lernen ist, obgleich die Seelsorger doch die Allernächsten wären. Leidet die Pfarrerswelt hier nicht doch etwas an der gewiß gerade von ihr besonders stark empfundenen und gerügten intellektualistischen Aufsteifung des Standes- und Selbstbewußtseins?

das ist der laute Kampf auf dem Jahrmarkt des Lebens. Und er hat allerdings gewichtige Gründe, ihn dort zu scheuen. Wieviel unreine Wasser werden da aufgewühlt, und was alles deckt sich mit dem Namen des großen Kämpfers? Das mystische Christentum ist reiner, tiefer und freier als das unserer größten Heroen, und nur das gibt diesen Heroen ihren höheren Wert und ihre überragende Größe, daß ihr persönliches Motiv seine religiöse Reinheit bewahrte, indessen ihr Werk mit allen Mächten dieser Welt verflochten wurde. Dieser Kampf aber um die persönliche Reinheit inmitten der Gemeinheit der Welt ist gerade das größte Opfer, und die große Welt erkennt überhaupt kein anderes an. Denn nur hier spürt sie die Kraft. Für die größere schöpferische Tiefe des Mystikers hat sie kaum ein Auge. Ist die Welt selber wesentlich treibender Strom, so haben auch nur treibende Kräfte Bedeutung für sie. Der klare Quellsee im Hochgebirg gilt ihr nichts; erst die Wasser, die er in die Niederung sendet, kennt sie und erkennt sie an; erst jetzt sind sie ja selber treibende und tragende Kräfte geworden.

Wenn also das landläufige Urteil die Mystik der sozialen Unfruchtbarkeit zeiht, so wird hierin kein halbwegs Sachkundiger miteinstimmen können — es sei denn, daß man wirklichen Mystizismus vor sich habe, der ja in Wirklichkeit bloße Träumerei ist. Bei Müller im besonderen finden wir ein so starkes Gefühl für die hebende und tragende, weckende und bewährende Macht der sittlichen Gemeinschaft und ihre absolute Unentbehrlichkeit für den Einzelmenschen, so viel intimes Verständnis für die erleuchtende Macht des Vorbildes wie für die wärmende Kraft des sittlichen Heimatgefühles, womit alle wahre Gemeinschaft ihre Glieder erfüllt und beseelt, daß man fast versucht wäre, ihm denselben Tiefblick für die soziale Bedingtheit des Menschen zuzuerkennen wie für die treibenden Kräfte der Einzelseele, dessen geniale Klarheit ja von keinem Kenner geleugnet werden kann. Und seine Forderung: Ueberleitung unserer bisherigen unpersönlichen Kultur in eine wahrhaft persönliche ist doch nichts Anderes als der Nerv alles sittlichen Sozialismus überhaupt.

Trotzdem werden wir den Eindruck nicht ganz los, daß der doch immer auf das Innenleben gerichtete Blick des Mystikers und des modernen Individualisten es ihm nicht verstatte in der Welt der gemeinen Lebenswirklichkeit völlig heimisch zu werden. Daß er Maß und Gewicht des Guten und Bösen in dieser Wirklichkeit im Grunde doch nicht kenne. Daß ihm doch noch unbewußt geblieben sei, wie die ganze reiche sittliche Welt, der herrlich gegliederte Kosmos, wie die ganze Unwelt des unterpersönlichen Chaos hier zusammenschrumpft in die drei Werte und Worte: Schuld, Unschuld, Opfer. Nicht als ob wir Müller nicht zutrauten, auch dieser Gedankentrias in ihrem Wirklichkeitswert gerecht zu werden; wir würden uns nicht wundern in alten oder zukünftigen grünen Blättern einer trefflichen Ausführung hierüber zu begegnen; was er aber bis jetzt noch nicht ausgesprochen hat (daß er es weiß, bezweifeln wir gar nicht, aber es paßt eben schlechterdings nicht in seine Welt), das ist die Erkenntnis, daß die beiden erstgenannten Worte auf der Wage des sozialen Lebens die Gewichte der rechten und linken Schale bedeuten, und daß jeder Kampf, Fortschritt und Sieg auf dem Gebiet des sittlichen Gemeinschaftslebens ausschließlich an das Opfer geknüpft ist, das der (relativ) unschuldige Teil zu bringen imstande ist. Und hiermit treffen wir auf einen Mangel, der bei allen ausgesprochenen Individualisten zu finden ist.

Ich kann mich nicht rühmen die ganze alte Mystik zu kennen, aber ich entsinne mich trotz eifrigen Suchens nirgends, auch nicht in den zahlreichen Kreuzesliedern, die aus dieser Geistesrichtung stammen, einen wirklich klaren Blick in den tiefsten Grund der Macht des stellvertretenden Leidens gefunden zu haben, vor allem nicht die Erkenntnis, daß der unschuldig Leidende eine Macht in der Seele des Anderen wird, eben in dem Grade, als er dessen Schuld wirklich „trägt“, indem er sich selbst darunter stellt. Auch Tersteegen, bei dem wir die reifsten Früchte der Mystik in der Gestalt seiner wunderbar abgeklärten Lieder vor uns haben, gibt dem nicht unmittelbaren Ausdruck, sondern bleibt hier bei der orthodoxen Straftheorie stehen, wonach eben Gott unsere Strafe auf Jesus gelegt habe. Was er als Eigenes bietet, das ist doch nur die auch von Johannes Müller voll gewertete Bedeutung des Leidens überhaupt, nämlich ihre reinigende Wirkung auf das Innere der Persönlichkeit:

So leg ich mich in Christi Tod nach Gottes Willen hin,
bis ich durch Armut, Kreuz und Not mir selbst entworden bin.

Aber den Vollsinn des lutherischen „erworben und gewonnen“ erreicht der Mystiker nicht. Und auch Müller hat bis jetzt auf diesem Punkte versagt. So ist denn von Müller wie vom Mystiker zu sagen: sie kennen wohl alle Geheimnisse der einzelnen Menschenseele und sind in der Brunnenstube des Lebens zu Hause wie sonst Niemand auf der Welt; auch sind ihnen die höchsten Firnhöhen vertraut gleich als berufenen Hochwächtern der Menschheit; aber die einfachen Beziehungen von Mensch zu Mensch, die beide soziale Individuen von Fleisch und Blut sind und neben, mit und zumeist auch gegeneinander den schweren Kampf um Brot und Dasein kämpfen und sich hiebei beständig in gegenseitige Schuld verstricken, den Menschen kennen sie im Grunde doch nicht. So wissen sie auch nichts von dem bösen Geheimnis aller menschlichen Gesellschaft, daß man alles Gute nimmt, wo man es ungestraft kriegen kann, und daß man alle Lasten auf die Schultern legt, die sich am wenigsten dagegen zu wehren imstande sind. Sie kennen alle Lügen, die der Reichtum seinen Besitzern vorspiegelt, aber seine fürchterlichste Sünde, womit er nicht aufhört, nicht bloß die Lasten des gemeinen Lebens, sondern auch die Last der eigenen Schuld in die Welt der Armut*) hinabzuschieben, soweit das irgend möglich ist, diese entsetzliche Verkettung der Dinge vermag ihr Auge nicht zu sehen, d. h. es durchschaut nicht den sozialen Charakter dieser ganzen Schuld.**) Aber das unterbindet nun die Wirkungsfähigkeit ihres Wortes auf die Masse; Müller wird von sich allein aus sie eben so wenig erreichen wie seine Vorgänger. Die soziale Unfruchtbarkeit der Mystik wird hier wieder offenkundig. Es ist immer das große unschuldige Kinderauge, das uns aus ihr anblickt. Gewiß ist ihm vor allem das Reich Gottes verheißen; aber wäre Jesus nur Mystiker gewesen, so wäre er nicht der Weltheiland geworden. Wenn es sich für Johannes Müller einmal im vollen Ernst um diejenige Lebenserneuerung handelte, von der er redet, dann müßte er doch ganz andere soziale Töne anschlagen können, als er bisher gefunden hat. Bis heute muß man sein Schloß doch mehr als eine Schutzburg ansehen, darein man sich vor den Gemeinheiten des sozialen Lebens flüchten könne. Daß auch so ein reicher frischer Strom des Segens von ihm ausgeht und bei Vielen eine Lebenserneuerung erreicht wird, die mittelbar allerweitesten Kreisen zu gute kommt, ist damit nicht ausgeschlossen. Auch das nicht, daß wirklich hier der Keim einer freieren und tieferen Art evangelischen Lebens sich bildet. Aber daß der kirchen- und dogmenfreie Neuprotestantismus — den will doch auch Johannes Müller — solchem klösterlich umhegten Dasein seinen ganzen Ursprung soll verdanken, das ist einem Menschen aus dem sozialen Zeitalter schwer verständlich. Und man wäre versucht, in der Müllerschen Gemeinschaft eine Analogie zu Foersters Schritt zu sehen, der das Heil von der Schutzburg der katholischen Kirche erwartet. In der Tat wird in diesem beiderseitigen Schritt die Schranke des Wirkens der beiden Männer offenbar. Sie wagen Beide nicht den Schritt aus dem religiösen Zentrum hinaus ins wirkliche Leben. Daher geht der Eine mit großartiger Gleichgültigkeit — zu der er persönlich und beruflich gewiß ein Recht hat — an den blutenden klaffenden Wunden der Gegenwart vorbei, deren einstige Heilung von innen heraus versprechend; der Andere vertraut dieselbe Lebensperipherie, in deren trüben Fluten die Seelen der Millionen ersticken, der Obhut der allein seligmachenden, alles rettenden irdischen Hüterin des Erbes Christi an. Hier die gewordene Autorität, die Erbin des ganzen Reichtums der Vergangenheit, dort die freie Autonomie der Zukunft in mystischer***) Verschalung! Können sich Beide wirklich auf Den

*) Was ist z. B. die Prostitution Anderes als eine Abschiebung der Folgen des allzu üppigen Lebens hinunter in die Welt der wirtschaftlich und sittlich Schwächsten?

**) Nämlich daß immer der eine Teil die Schuld mit einem gewissen Recht auf den andern Teil schieben kann.

***) Hiermit will selbstverständlich nur der Eindruck nach außen gemeint sein, der für die soziale Wirkung zunächst maßgebend ist.

berufen, der die offene Wunde der Menschheit mit seinem Tode geschlossen hat?

Was Beide nicht sehen, ist die Karfreitagswahrheit, daß die Menschen solange am gemeinsamen Sündennetz fortstricken, bis sie sich als Mörder der Unschuld fühlen müssen. Erst das Opfer der Unschuld bringt sie, wenn überhaupt, zur Selbstbesinnung. Reinhold Planck

Eine Konferenz für Judenmission

1

Die Judenmission ist ein kirchliches Unternehmen, von dem man wenig hört.*) Diese geringe Beachtung hat ihre Gründe. Das Werk wird von streng kirchlichen Kreisen getragen, aber die speziell für Judenmission interessierten Kreise sind, wie es scheint, recht klein. Die hundertste Wiederkehr des Geburtstags des Leipziger Alttestamentlers Franz Delitzsch war für das von ihm gegründete Institutum Delitzschianum in Leipzig**) und für den Evangelisch-Lutherischen Zentralverein für Judenmission der Anlaß, mit der Gedenkfeier für den Förderer der Judenmission eine Lehrkonferenz zu verbinden, die sich nach einem vorzüglich gewählten Programm über die Entwicklung des Judentums und die Aufgaben der Judenmission verbreitete. Ein kurzer Bericht wird, denke ich, auch weitere Kreise interessieren.

Sonntag, den 23. Februar Vormittags fand zunächst eine Feier am Grabe Delitzschs statt. Professor Kittel, der zweite Nachfolger Delitzschs, hielt die Hauptansprache.***) Abends war im großen Saal der landeskirchlichen Gemeinschaft eine öffentliche Feier, die von mehreren hundert Personen besucht war, zumeist aus den breiten Bürgerschichten. Hier stand die Bedeutung Delitzschs für Israel im Mittelpunkt der Tagesordnung. Pfarrer Lic. Dr. Jeremias und Pastor von Harling hielten die Hauptreden, Judenmissionare und sonstige Vertreter der Vereine für Judenmission aus Bayern, Rheinland, Berlin, London, Polen, Norwegen und der Schweiz bekannten in zum Teil ergreifenden Bekenntnissen, wie viel sie für ihre Arbeit dem Verewigten zu danken hätten. Zum Schluß hielt der Judenchrist Pastor Frank aus Hamburg eine Ansprache über das Evangelium und die Juden.

Die Lehrkonferenz, die sich Montag und Dienstag anschloß, und der man noch besseren Besuch gewünscht hätte, bot zunächst zwei Vorträge, die in alte Zeit führten. Professor Schnedermann-Leipzig sprach über „Das rabbinische Judentum und das Neue Testament" — ich konnte den Vortrag leider nur zum Teil anhören —, darnach Pastor Lic. Krüger-Leipzig über „Das Judenchristentum in apostolischer und nachapostolischer Zeit". Er unterschied die drei verschiedenen Richtungen des Judenchristentums: die national-partikularistische Richtung, die (nach Apg. 15, 24 vielleicht unter irreführender Berufung auf die Urapostel) den ausschließlichen Heilsanspruch des Volkes Israel geltend machten, dem die Heiden nur durch Uebernahme des Gesetzes eingegliedert werden könnten; die mildere Richtung, der die Apostel und der Herrenbruder Jakobus angehörten, die das Evangelium des Paulus anerkannte und das Gesetz nur für die Judenchristen verbindlich machte; und endlich das orientalisch beeinflußte, gnostische Judenchristentum, das für die Kirche ohne Einfluß blieb und nur durch den Islam weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen hat.

In der Diskussion wünschte Professor Wohlenberg-Erlangen die völlige Uebereinstimmung zwischen Petrus und Paulus noch stärker anerkannt. Pastor Wiegand aus Mecklenburg fühlte sich durch die historische Darbietung angeregt, die Berechtigung des modernen Judenchristentums zu verfechten, das um der Gewinnung und Erhaltung des jüdischen Volkes willen die Beibehaltung des Gesetzes wünscht, wobei er sich besonders auf Harnacks neue Auffassung von der jüdischen Haltung des Paulus*) berief, fand aber nur bei dem Schriftsteller Waldmann aus Lemberg Unterstützung, im Uebrigen scharfe Abwehr, besonders bei dem Londoner Judenmissionar Schönberger, jüdischer Herkunft, der die Bestrebungen dieser modernen Ebioniten scharf als Maulwurfsarbeit zurückwies. Der Unterzeichnete äußerte Bedenken gegen Harnacks Anschauung; daß Paulus immer streng als Jude gelebt habe, sei wenig wahrscheinlich; auch wandte er sich gegen eine Identifizierung des petrinischen und paulinischen Evangeliums.

Die weiteren Vorträge gaben Aufschluß über die gegenwärtigen Verhältnisse. Am interessantesten und gehaltvollsten sprach der Leipziger Missionar Levertoff, der in die auch manchem Judenmissionar wenig bekannte, aber für die religionswissenschaftliche Theorie wie für die Missionspraxis hochbedeutsame „Gedankenwelt des mystisch-chassidischen Judentums" einführte. Jüdische Mystik hat es von jeher gegeben. Neben Philo, den Levertoff freilich mehr unter die Allegoriker rechnen möchte, wurden aus älterer Zeit die Oden Salomos**) als Zeugen echt jüdischer Mystik bezeichnet. Im Judentum ist die Mystik die verständliche Reaktion gegen den öden, am Buchstaben klebenden Talmudismus. Erst allmählich hat daher die mystische Kabbala***) die Anerkennung der Rabbiner gewonnen. In mystischen Kreisen betrachtete man die rabbinische Gesetzesauslegung, die Mischnah, als das Grab Moses: erst die Mystik entdeckt seinen Geist. Einen neuen Aufschwung nahm die jüdische Mystik mit dem Auftreten des großen Wunderrabbi Baal Schem Tob (abgekürzt Bescht genannt), der in Polen wirkte und 1759 starb; auf ihn führen sich die Chassidim von heute zurück. Die chassidische Lehre zeigt die Grundzüge aller Mystik, den pantheisierenden Gottesbegriff, die individualistische Frömmigkeit, das Streben nach Vereinigung mit Gott. Schön sind die Aussagen über das Gebet. Es ist wichtiger als das Studium der Thorah. Aber es muß im rechten Geist ausgeführt werden. Beim Gebet muß Freude über den Menschen kommen; wer während des Gebetes traurig ist, ist ein Götzendiener, denn wer Gott wirklich hat, der hat auch die wahre Freude. Zum Gebete gehört Andacht; Gebet ohne Andacht ist wie ein Körper ohne Seele. Die Frömmigkeit muß ganz rein und uninteressiert sein. Als Bescht einmal den Gottesnamen ausgesprochen hatte, ward ihm die Seligkeit abgesprochen; da sprach er zu Gott: Jetzt kann ich Dir aus reiner Liebe dienen. Für diese Gesinnung ward ihm die Sünde vergeben.

Wie die chassidische Frömmigkeit die talmudische an innerer Tiefe weit übertrifft, so steht sie auch dem Christentum näher als der Talmudismus. Bescht lehrte, daß man auch den größten Sünder lieben soll, weil Gott in allen Dingen sei; denn keiner sei so tief gesunken, daß Gott nicht einen Heiligen aus ihm machen könnte. Daher verkehrte Bescht mit Sündern, wie Jesus. Die Chassidim stellen den Glauben über die Werke und die Liebe über das Wissen (vgl. 1. Kor. 8, 1): Die Wissenden, die nicht die Kraft der Liebe haben, sind nichts. So wird auch der Buchstabe der Thorah verachtet (vgl. 2. Kor. 3, 6). Ist es denkbar, heißt es, daß Gott keine heiligeren Dinge mitzuteilen habe, als Essen und Trinken, die Geschichte von Hagar und Laban? Ein höherer mystischer Sinn ist zu suchen, denn die geschriebene Thorah ist nur der Krug, nicht der Wein. Die Chassidim pflegen auch religiöse Heldenanbetung, die ganz unjüdisch ist. Der Zaddik, der Gerechte, der mit Gott vereint ist, ist der Liebling des Himmels; durch ihn schenkt Gott seine Gnadengaben der Menschheit, er ist der Ueberbringer von Segen und Gnade, ihn muß man lieben.

So betrachtet Levertoff den Chassidismus als eine viel

Nach innen läßt Johannes Müller keinen Zweifel: wer hinter das Geheimnis des Schlosses kommen will, muß erst hinter das Geheimnis des eigenen Ich kommen wollen. Da gibt es keinen Mystizismus.

*) In der Christlichen Welt fand ich Hinweise auf sie nur 1887 Nr. 28 Sp. 268 ff. 1888 Nr. 40 Sp. 375 ff. 1891 Nr. 17 Sp. 388 ff. (Erich Foerster) und 1906 Nr. 3 Sp. 58 (Ernst Troeltsch).

**) Vgl. darüber Fiebig 1903 Nr. 19.

***) Die Reden von Kittel und v. Harling, dem Pastor der Leipziger Judenmission, sind in Nr 10 der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung abgedruckt.

*) Vgl. Harnacks Neue Untersuchungen zur Apostelgeschichte 1911, und dagegen besonders Jülicher in den Protestantischen Monatsheften 1913, S. 1 ff.

**) Vgl. Greßmann 1911 Nr. 27 ff. d. Bl.

***) Vgl. darüber den Artikel von Fiebig in „Religion in Geschichte und Gegenwart" III 873 ff.

bessere Vorbereitung für das Christentum als den Talmudismus. Vom Talmud zum Neuen Testament komme kein Jude. Hier habe die Mission die Aufgabe, den Chassidim die Augen zu öffnen, das Gute, was sie haben, anzunehmen, aber christlich zu erklären; ihnen zu zeigen, daß es nur Einen gebe, der ihre Sehnsucht nach Gott zu stillen vermöge, der die göttliche Liebe verkörpere, in dem Gott zu Allen rede und durch den Gott seine Gnadenmittel offenbare. Freilich haben die Chassidim denselben Haß gegen Jesus wie die Talmudjuden; aber bei ihnen kommt der Haß aus der Unwissenheit.

Die Aussprache knüpfte an die historischen und an die praktischen Fragen an. Von Bedeutung waren die Aeußerungen Schönbergers, der die Chassidim in ihrer Haltung gegenüber Jesus nicht anders beurteilen möchte als die Talmudjuden. Ja, die Chassidim seien gegenüber Jesus noch fanatischer. Erst ein Abfall vom Chassidismus führt zur Bekehrung. Bei den Chassidim ist der Judenmissionar in Lebensgefahr. Sie wollen nichts von Jesus wissen. Seine Wunder imponieren ihnen nicht, weil ihre Wunderrabbinen dasselbe tun. Schönberger erzählte, wie ein chassidischer Rabbi einen Kontrakten, der sich vor die Tür seines Hauses gelegt hatte, durch Anrühren mit dem Stabe gesund gemacht habe. Dennoch sei christliche Missionsliteratur für die Chassidim zu wünschen.

Nach Schönberger sind die Chassidim für das Christentum noch unzugänglicher als die Talmudisten; die meisten Judenchristen kommen vom Reformjudentum. Jene steinigen uns, diese hören uns wenigstens. So handelte ein weiteres Referat von Pastor Schäffer-Berlin über „Die Gedankenwelt des Reformjudentums“; leider kann ich darüber nicht berichten, da ich nicht zugegen sein konnte. Den letzten Vortrag der Lehrkonferenz hielt Pastor Wagner-Cöln über „Unsere Aufgabe dem gegenwärtigen Judentum gegenüber.“ Er begann mit den Schwierigkeiten, die der Arbeit der Judenmission entgegenstehen. Alle Richtungen des Judentums sind einig in der Feindschaft gegen das Christentum. Am fanatischsten sind die Juden im Osten, die da sagen: Alles Elend kommt von dem „Gehenkten“. Nur einige Reformjuden haben in neuerer Zeit ihr Urteil über Jesus revidiert.*) Hier kann man jetzt hören, daß Jesus der beste Sohn Israels sei. Aber diese Aeußerungen gelten auch nur der Selbstverherrlichung der Juden, auch sehen sie in Jesus nicht den Gottmenschen, nur einen gottbegeisterten Menschen. Nach einem Seitenblick auf die Leute in unserem Lager, die die Bestrebungen der Juden unterstützen, indem sie das Christentum judaisieren und ein neues Evangelium einführen (die kritischen Theologen), klagte der Redner, daß auch die bibelgläubigen Christen so wenig Verständnis für die Judenmission zeigten; nur die presbyterianische Kirche treibt sie offiziell. Auch von der Heidenmission wird sie bisweilen geringschätzig beurteilt, obgleich sie doch auch in ihrer Art Weltmission treibt. Ein großes Hemmnis ist der Antisemitismus. Dann verbreitete sich das Referat über die Methode. Abkürzungen des Evangeliums um Israels willen, wie sie Heman wünscht, der das Hellenische am Dogma zurückstellen möchte, wurden abgelehnt. Die Judenmission muß die verschiedensten Mittel und Wege suchen, um an die Juden heranzukommen und sie heranzuziehen. Neben der Errichtung von Missionshäusern mit Lesezimmern, von Missionsschulen, von Arbeitsstätten wurden vor allem öffentliche Diskussionen empfohlen, wie man sie z. B. in Köln und Frankfurt mit Erfolg gehabt hat; die Juden interessieren sich für die Bewegungen innerhalb der Kirche, für Jatho und Traub, und sie kommen in solche Versammlungen. Dagegen verwarf der Redner wahllose Versendungen christlicher Schriften an Juden; als man einmal in Prag an alle Juden Neue Testamente versandt hatte, fand man alsbald viele Exemplare zerrissen, beschmutzt und verschmiert auf der Straße liegen. Zum Schluß gab Wagner zehn Gebote für die Christen zur Förderung der Judenmission; es sei daraus hervorgehoben das 1.: Verachte den Juden nicht; das 2.: Erwarte vom Juden nicht christliches Handeln, denn Moses und Talmud sind seine Erzieher, nicht Christus; das 3.: Vergiß über den Schäden und Sünden des Judentums nicht, was wir seinen Vätern verdanken; das 4.: Betrachte den Juden nicht als ausgeschlossen und verstoßen; das 5.: Sei freundlich gegen die Juden in Wort und Tat; und das 6.: Bekenne deinen Glauben den Juden gegenüber, sie müssen anerkennen, daß du etwas hast, was ihnen fehlt.

In der Diskussion erklärte Schäffer, daß eine feste Theorie der Judenmission noch fehle. Schönberger stellte sich mit Entschiedenheit auf Hemans Seite. Den Juden haben wir zu verkünden das Reich Gottes und den König dieses Reiches, weiter nichts, Bibellehre, nicht Kirchenlehre. Doch blieb der Referent bei seiner Meinung, daß es für Juden und Gojim nicht zweierlei Theologie geben dürfe.

Eine öffentliche Versammlung, die nur leider von Juden nicht besucht war, beschloß die ganze Veranstaltung. Es sprachen Dr. Greiß-Prag über „Jesus im Urteil der Juden“ und Levertoff über „Paulus im Urteil der Juden“. Auch diese Vorträge boten des Interessanten viel. Greiß ging aus von den östlichen Juden, die noch im Mittelalter leben, und die vielfach noch die häßlichen Fabeleien der Juden über Jesus glauben (daß er unehelich geboren sei, Zauberei getrieben habe usw.). Wer Jesu Leben in solcher Form kennen lernt, muß ihn natürlich verachten. Aber auch die moderne Kritik ist nach dem Osten gekommen; die Leben Jesu von Renan und Strauß sind in hebräischer Sprache verbreitet (!). Die westlichen Juden sind durch Moses Mendelssohn aus dem Mittelalter herausgeführt. Mit der modernen Bildung eigneten sich viele auch die christliche Lehre an, freilich drangen sie zumeist nicht bis zum Petrusglauben vor (Matth. 16, 16), sondern blieben im Rationalismus stecken. Das moderne Judentum hat sich sehr geändert. Die religiöse Stimmung ist verblaßt; man predigt Moral, Humanität, Gleichberechtigung aller Menschen, aber auch die Weltmission des Judentums. Dieser Weg führt ab von Jesus. Die Rabbiner sind Philosophen geworden; ihnen gilt Jesus jetzt als Schwärmer. Oder Jesus wird gelobt, aber im gleichen Atem wird das Judentum doppelt gelobt. Man stellt sich auf den Boden der ungläubigen christlichen Theologie. Auch die freundlichsten Urteile dieser Reformjuden sind aus dem Kopf oder dem Gefühl geboren, nicht aus dem Glauben, sie treffen Jesus nicht in seiner spezifischen Art: den Retter der Sünder.

Temperamentvoll sprach dann Levertoff über Paulus. Paulus spielt im Judentum keine Rolle. Erst die Reformjuden, die nach Levertoff für das Christentum ganz unzugänglich sind, haben angefangen, sich mit ihm zu beschäftigen. Sie vermögen ihm nicht gerecht zu werden. Er gilt in der jüdischen Kritik als hysterisch, pathologisch; man wirft ihm Eifersucht und Rachsucht vor. Sein Pessimismus sei vielleicht das Resultat seines physischen Zustandes. Ein Jünger Gamaliels, des milden Hilleliten, könne er nicht gewesen sein (vgl. Apg. 22, 3). Was er Glaube nenne, sei in Wahrheit die Preisgabe des Gotteslichts, der Vernunft; von dem Judentum habe er ein Zerrbild gegeben, seine Lehren mit Asketismus und Gnostizismus vermischt der Welt gebracht. Dagegen meint Levertoff, daß die Juden noch heute wie Paulus geführt werden müßten, von entschiedener Feindschaft gegen Jesus zum entschiedenen Bekenntnis für Jesus.

In der kurzen Diskussion, an der freilich keine Juden sich beteiligten, sprach wieder Schönberger besonders eindrucksvoll; auch er will von den Komplimenten des Judentums nichts wissen. Die einzige Frage ist: Ist Jesus der verheißene Messias? Und Paulus kann man nur würdigen, wenn man Jesus erkannt hat.

2

So gab die Konferenz ein wechselreiches Bild von der vielgestaltigen Art des gegenwärtigen Judentums und von den dementsprechend verschiedenartigen Aufgaben der Judenmission. Auch hier hat die Mission das Verdienst, daß sie religionsgeschichtliche Studien anregt. Die Geschichte des nachtalmudischen Judentums ist ja bisher von christlicher Seite arg vernachlässigt. Mit Mühe hat sich die Kunde vom sogenannten Spätjudentum einen Platz an der Sonne erkämpft. Jetzt gilt

*) Neujüdische Stimmen über Jesum Christum. Gesammelt von Pastor J. De le Roi, Schriften des Institutum Judaicum Berlin Nr. 39. Leipzig, J. C. Hinrichs 1910. 54 S. 75 Pfg.

es, weiter fortzuschreiten und diese Studien durchs Mittelalter hindurch bis zur Gegenwart fortzuführen.*) Auch wer religionsgeschichtliche Studien nur vom kirchlichen Standpunkt aus betrieben haben will, wird dieser Forderung beipflichten müssen. Es muß doch jedem gläubigen Christen von Interesse sein zu erfahren, was aus dem jüdischen Volk geworden ist, seit es den göttlichen Sohn und den göttlichen Geist verwarf. Und daß man Judenmission nur treiben kann, wenn man die Entwicklungsbedingungen der gegenwärtig vorhandenen Richtungen genau kennt, versteht sich von selbst. Wer vollends in seiner Wissenschaft die Grundsätze freier Religionshistorie verfolgt, wird die Heranziehung der jüdischen Religionsgeschichte bis auf die Gegenwart begrüßen und verlangen. Vor allem sollten Kirchenhistoriker und Dogmatiker auf die Entwicklung der Juden viel mehr Rücksicht nehmen, als zur Zeit üblich ist. Handelt es sich doch dabei nicht bloß um ein historisches Interesse; auch die Beurteilung unserer religiösen Lage und ihre gegenwärtigen Streitfragen kann durch Einbeziehung der jüdischen Religionsentwicklung nur gefördert werden. Vor allem sind Chassidismus und Reformjudentum von großer Bedeutung. Das Chassidentum regt die Frage nach Recht und Wert der Mystik in der Religion an. Ob sie wirklich gegenüber der im Christentum geoffenbarten sittlichen Wahrheit nur unsichere Theosophie enthält, wie Levertoff meint, möchte ich bezweifeln. Großartige Zusammenhänge eröffnen sich unserm Auge, wenn wir bedenken, daß das Chassidentum natürlich aus der Kabbalistik schöpft, daß diese wiederum aus der gnostisch-orientalisch-hellenistischen Mystik hervorgegangen ist, der auch die philonische und die neuplatonische Theosophie entsprungen ist, die ihrerseits die kirchliche Mystik inspiriert hat, daß auch der Heros des modernen Pantheismus, der Jude Baruch Spinoza mit kabbalistischen Ueberlieferungen bekannt war. Es ist nicht zu verwundern, wenn Levertoff in den chassidischen Schriften Anklänge an Gedanken Maeterlinks entdeckt. Die Mystik der östlichen Juden und die Mystik des modernen Vlamländers sind Triebe an Einem Baume. Und blickt man noch weiter über die Grenzen jüdisch-abendländischer Kulturentwicklung hinaus, so offenbart sich der persische Sufismus und die indische Mystik als wurzel-verwandte Erscheinungen. Fast möchte man davon träumen, als werde die Mystik einst das verbindende Glied für die Religionen des ganzen Erdkreises werden.

Auf der andern Seite erscheint das Reformjudentum als bemerkenswerte Parallele zum liberalen Protestantismus. Aufgeklärte Leute werden beide Erscheinungen als gleichartige Uebergangsstufen von positiver Religion zum religionslosen Realismus ansehen. Jüdische wie christliche Orthodoxie erkennt in den Beziehungen, die zwischen liberalem Christentum und Judentum wahrzunehmen sind, das Zeichen, daß beide Religionsformen das Wesentliche ihres überlieferten Glaubens preisgegeben haben. Liberale Christen sind „Halbchristen mit jüdischem Firnis", liberale Juden „christlich etikettierte Halbjuden, beide also charakterlose Mischgestalten".**) So kommt es, daß die bibel-gläubigen Judenmissionare die freundlicheren Aeußerungen der Reformjuden über Jesus nicht begrüßen. Sie müssen urteilen, daß die liberale protestantische Kritik den Juden ihre besten Waffen in die Hände liefert, indem sie Hauptärgernisse des christlichen Glaubens beseitige oder abschwächt, die Dogmen von der Trinität und vom Gottmenschen und die paulinische Lehre vom Sühntod Christi. So drängt sich uns zum Schluß die Frage auf: Wie unterscheiden sich eigentlich freies Christentum und Reformjudentum von einander? Steht der freie Protestantismus dem liberalen Judentum nicht näher als dem bibelgläubigen Christentum?

Daß sich Christentum und Judentum in ihren modernen liberalen Gestaltungen wesentlich näher gekommen sind, leidet keinen Zweifel. Hüben wie drüben hat man Vorstellungen abgestreift, die allzusehr mit antiker Weltanschauung zusammenhingen. Doch haben die kritischen Abstriche auf beiden Seiten religionsgeschichtlich nicht die gleiche Bedeutung. Wenn das Reformjudentum die Thoraobservanz jetzt auflöst, erreicht es endlich einen Standpunkt, auf den Jesus und Paulus das Judentum schon vor bald zweitausend Jahren erheben wollten. Die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, die das liberale Judentum verfolgt, ist im Christentum seit seinen Anfängen verkündet (vgl. Joh. 4, 23), und es ist die große Frage, ob es dem liberalen Judentum gelingt, bei seinem Reformunternehmen auch wirkliche Religion in erneuerter Gestalt zu erhalten. Der freie Protestantismus dagegen weiß sich in fester Kontinuität mit den Anfängen der christlichen Religion. Gewisse neue Grundsätze des Evangeliums Jesu und der apostolischen Gemeinde sind erst von ihm in ihrer Tragweite erkannt und durchgeführt. Da, wo er vom Neuen Testamente abweichen muß, erkennt er doch die historische Notwendigkeit der Dogmenbildung an — das Fortbestehen des Rabbinismus hatte seit dem Erscheinen Jesu und der Ausbreitung der urchristlichen Gemeinde keine innere Notwendigkeit — und sucht, soviel er kann, den religiösen Gehalt jener Lehren zu erhalten.

Bei allem Zusammengehen in kritischen Fragen scheiden sich schließlich Reformjudentum und liberaler Protestantismus in der Beurteilung der Person Jesu. Für den Reformjuden ist Jesus im besten Falle „auch ein edler Rabbi", ein Verkünder der großen reinen Ideen der jüdischen Religion. Für den freien Protestantismus dagegen ist Jesus, zumal in seiner verklärten Gestalt, der große Vollender israelitischen Glaubens und Anfänger einer neuen Gottesoffenbarung, die alle Welt umspannen soll. Im Reformjudentum besinnt sich das jüdische Volk plötzlich einmal wieder auf die universale Tendenz seiner Religion und auf seine Weltmission, ohne recht zu bedenken, daß das Werk, mit dem das Judentum ursprünglich betraut war, nämlich die Aufgabe, die israelitische Gottes-, Heils- und Sittenerkenntnis der Welt zu vermitteln, ihm von der christlichen Gemeinde längst aus der Hand genommen ist und daß sie mit ihren freundlicheren Aeußerungen über Jesus ein verdammendes Urteil über ihre Väter sprechen, die in Jesus nur den Gotteslästerer sahen und darum verwarfen, und die den Stephanus, der manches Reformjüdische an sich hatte, steinigten und Paulus aus ihren Synagogen hinausstießen.

Der freie Protestantismus steht mitten inne zwischen Reformjudentum und der Judenmission treibenden kirchlichen Rechten. Beiden Größen kann er nur guten Fortgang ihrer Arbeit wünschen. Dem liberalen Judentum wird er vor allem raten, daß es sich vor religiöser Verflachung hüte, daß es ein richtigeres Urteil über die religiöse und die geschichtliche Bedeutung Jesu und die urchristlichen Gemeinde gewinne. Und die Judenmission? Die schwere und entsagungsreiche Arbeit, die hier geleistet wird, kann von uns nur mit größter Achtung verfolgt werden. Unterstützung kann auch dann gewährt werden, wenn dies Werk mit bewußter Ablehnung unsrer Theologie getan wird. Unsere Aufgabe wird es sein, den geistigen Wettstreit mit dem gebildeten Judentum zu führen.*) Wie wir in Armenien keine armenisch-protestantische Sekte vom armenischen Hauptstamm abzweigen, sondern die armenische Kirche selbst mit dem Geiste des protestantisch erfaßten Evangeliums durchdringen wollen, so wird auch gegenüber der Synagoge zu wünschen sein, daß sie sich in ihrem eigenen Verbande dem Geiste Jesu und der richtigeren religionsgeschichtlichen Einsicht immer mehr erschließen möge. Wenn Juden zu uns kommen, wollen wir sie aufnehmen, sollen uns besonders auch der Juden annehmen, die früher aus äußerlichen Gründen die Taufe begehrt haben, daß die christliche Kirche ihnen wirklich eine Heimat werde.

Hans Windisch

*) Vgl. G. Hölscher, Die Geschichte der Juden in Palästina seit dem Jahre 70, und Heman, Geschichte des jüdischen Volkes seit der Zerstörung Jerusalems (1908).

**) Vgl. Montefiore im Protokoll des Berliner Weltkongresses für freies Christentum S. 554.

*) Hierzu hat die Christliche Welt schon manchen wertvollen Beitrag geliefert z. B. Teichmann, Der Weg zur Verständigung zwischen Judentum und Christentum 1893, Nr. 17. Jülicher, Der Prozeß Jesu und Dr. Max Nordau 1900, Nr. 13 f. Fiebig, Jüdische Gebete und das Vaterunser, 1906, Nr. 40 f. Derselbe, Ueber jüdisches und protestantisches Gelehrtentum 1907, Nr. 27. Kattenbusch, Jesus „ein Gott"? 1909, Nr. 33.

Christen und Juden auf dem Berliner Weltkongreß

1

Auf dem „Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt“ in Berlin, im August 1910, sind vier Vorträge über das Thema „Christen und Juden“ gehalten worden.*) Natürlich handelte es sich für diesen Kongreß dabei in erster Linie um die liberalen Christen und die liberalen Juden, nicht um die beiderseitige Orthodoxie. So lauten denn die Themata der Vorträge dem Charakter des Kongresses entsprechend, der „frei“ (liberal) und „fortschrittlich“ sein wollte: 1) Die Stellung der liberalen Christen zu den Juden; 2) Die Beziehungen zwischen liberalen Christen und Juden; 3) Die Beiträge des Judentums zur liberalen Religion; 4) Die Bedeutung des Judentums für den religiösen Fortschritt der Menschheit.

Unter den vier Rednern war nur einer ein Christ: Rev. F. W. Perkins, der Autor des ersten Vortrags. Die drei andern waren Juden. In Deutschland ist, so weit ich weiß, Perkins in weiteren Kreisen nicht bekannt, wohl aber in Amerika. Die drei jüdischen Redner sind bei allen denen, die sich mit jüdischen Fragen, insbesondere mit der jüdischen Wissenschaft und der Wissenschaft überhaupt beschäftigen, wohl bekannt, auch in Deutschland. Claude Montefiore aus London, der Verfasser des zweiten Vortrags, ist ein sehr temperamentvoller Mann in der Blüte der Jahre, dem die Güte aus seinen dunklen Augen spricht; er ist der Herausgeber der Jewish Quarterly Review, ein Menschenfreund und Wohltäter wie sein Vater, ein sehr wohlhabender Mann, der für die christliche Theologie insbesondere dadurch besondres Interesse hat, daß er Verfasser eines zweibändigen Werkes über die synoptischen Evangelien ist (The Synoptic Gospels, London 1909). Der dritte Band dieses Werkes wird von J. Abrahams verfaßt und wird etwas leisten, was wir Deutschen bisher einfach deswegen noch nicht haben leisten können, weil man in Deutschland an diesem Punkte noch immer nicht zu energischer Tat fortgeschritten ist: Abrahams ist an der Universität zu Cambridge Professor für Rabbinica und wird in diesem dritten Band des Montefioreschen Werkes das Verhältnis des Neuen Testaments zum Rabbinismus gründlich behandeln. Montefiore hat, so weit ich weiß, diese Professur begründet. Er weiß, daß eine ganze Kraft zur Förderung dieser Studien gehört. So wird Deutschland von England in dieser Beziehung einfach deswegen überflügelt, weil es in Deutschland keinen gibt, der diesen Studien seine ganze Kraft zu widmen vermag.**) — Der Verfasser des dritten Vortrags, G. Hirsch, Professor in Chicago, hat in Deutschland studiert, spricht fließend Deutsch, weiß begeisternd und hinreißend zu reden und ist einer der Führer des liberalen Judentums in Amerika. Auch er steht in der Vollkraft seines Lebens. Der letzte Redner endlich ist in Deutschland weithin bekannt: der ehrwürdige Hermann Cohen, bis vor kurzem Professor der Philosophie in Marburg. Zwei von diesen Vorträgen sind auf dem Kongreß in englischer Sprache gehalten worden, zwei deutsch. Deutschland ist bei der Frage „Christen und Juden“ nur durch einen Redner vertreten gewesen, und zwar durch einen Juden. Das Christentum kam nur durch einen Redner zu Worte, das Judentum durch drei. Daraus ergibt sich, daß man aus diesen Kongreßvorträgen viel besser lernen kann, was liberales Judentum ist und was es über das Christentum denkt, als man umgekehrt erfährt, wie sich das liberale Christentum zu dem liberalen Judentum stellt. Daraus ergibt sich ferner, daß man durch diese Vorträge viel umfassender über das Verhältnis der liberalen Juden zu den liberalen Christen in England und Amerika orientiert wird als über die gleichen Beziehungen in Deutschland. Erwähnt sei noch, daß nach dem Vortrag des Rev. Perkins ein französischer Christ, Professor D. Bonet-Maury aus Paris, über die

*) Vgl. das Protokoll der Verhandlungen: Fünfter Weltkongreß usw. Band 2, S. 538—577. (Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb 1911. Beide Bände 7,50 Mk.) Vgl. auch die Geleitworte des Herausgebers zu diesem und dem vorigen Artikel unten in den Kleinen Mitteilungen. D H

**) Vgl. meine Schrift: Die Aufgaben der neutestamentlichen Forschung in der Gegenwart. Leipzig, J. C. Hinrichs 1909.

Beziehungen zwischen evangelischen und jüdischen Modernisten in Frankreich berichtet hat. Wie kommt es, daß deutsche christliche Theologen liberaler Richtung sich über das sie doch gewiß sehr nahe berührende Thema „Christen und Juden in Deutschland“ auf dem Kongreß nicht geäußert haben? Vermutlich würden auf einem „positiven“ Weltkongreß für Christentum und religiösen Fortschritt der Menschheit deutsche Redner christlichen Glaubens nicht fehlen, die zum Judentum Stellung nehmen.

Nach diesen Vorbemerkungen gilt es zunächst zu fragen: Was haben uns die liberalen Juden über ihr Verhältnis zum liberalen Christentum zu sagen? Wir behandeln den Vortrag Cohens, da er für uns Deutsche besonderes Interesse hat, für sich und fassen zunächst die Vorträge des Engländers Montefiore und des Amerikaners Hirsch zusammen. Dann soll im Anschluß an den Vortrag Perkins' die Frage erörtert werden: Was haben die liberalen Christen über ihr Verhältnis zum liberalen Judentum zu sagen?

2

In England und Amerika, so belehrt uns der Engländer Montefiore, ist die tatsächliche, sowohl öffentliche als private, Beziehung zwischen Christen und Juden derart, daß man sie als intim und herzlich bezeichnen und von ihr sagen kann, daß sie in beiden Ländern „einen günstigen Ausgangspunkt zur Gewinnung eines Idealbildes für diese Beziehung bildet.“ In England existiert der Antisemitismus so gut wie gar nicht. Der immer aufs neue von Montefiore betonte Grundgedanke aller seiner Ausführungen ist:

> Viel persönlicher Verkehr und freundschaftliche Beziehungen zwischen Christen und Juden ist für die vollkommenste Beziehung beider zu einander ein wesentliches Erfordernis. . . . Menschen verschiedenen Glaubens müssen einander erst persönlich kennen und schätzen lernen, bevor sie die Religionen gehörig verstehen und bewerten können, die an der Ausgestaltung ihrer Persönlichkeiten hüben wie drüben einen so großen Anteil gehabt haben. . . . Wenn ich einen Menschen lieben gelernt habe, werde ich auch vor seinem Glauben Hochachtung haben.

Wer von uns Christen wollte die Wahrheit dieser Gedanken verkennen? Wer von uns, wenn anders er sein Christentum recht versteht, wollte es ablehnen, in persönlichem, freundschaftlichem Verkehr die Vertreter des Judentums zuerst einmal gründlich kennen zu lernen, ehe er über ihre Religion urteilt? Wohl gemerkt: es handelt sich hier zuerst und zunächst um liberale Juden, d. h. heutzutage meist um Juden, die im vollen Besitz unserer abendländischen Kultur sind.

Hirsch behandelt dann „die Beiträge des Judentums zur liberalen Religion.“ Mit vollem Recht weist er zunächst das Vorurteil zurück, als ob Judentum und Unfreiheit dasselbe wären. Er ist Amerikaner und kann alle die in Deutschland, die von dem liberalen amerikanischen Judentum nichts wissen, hinweisen auf die Tatsache, daß in Amerika ein liberales, freies Judentum vorhanden ist: „ein Kind des deutschen Geistes“. Dieses Judentum hat „von Deutschland die kritische Betrachtungsweise der Bibel und auch das Forschen auf dem Gebiet der vergleichenden Religionswissenschaft gelernt.“ Der Opferdienst und das Rituelle ist ihm nicht die Hauptsache. Es beruft sich auf die Propheten, und zwar nicht auf die Theologie der Propheten, sondern auf die Propheten als „Verkünder des Menschen als Menschen“, als Verkünder der „Würde und des Wertes der Menschenseele als Menschenseele“. „Mit diesem Gedanken steht“, sagt Hirsch, „und fällt das Judentum.“ Aus diesem Gedanken heraus lehnt Hirsch den Rassenhaß ab und verlangt „Gerechtigkeit“. „Sünde“ ist ihm „Unvollkommenheit“. Auch die soziale Seite der prophetischen Verkündigung will er betont wissen: man muß „dem Mitmenschen die Möglichkeit bieten, daß er ein menschenwürdiges Dasein führen kann.“ Neben der Lehre der Rechte verkündet Hirschs Judentum die Lehre der Pflichten. Auch „das ist die Lehre, die wir in unserm freien Judentum drüben in Amerika den Propheten abgelauscht haben.“ Und das Letzte, was Hirsch als „Baustein zum Tempel der freien Religion“ beitragen will, ist der Gedanke an „das Gottesreich nicht nur drüben, sondern vor allem hier auf Erden.“ „Der große Nazarener“ wird dabei von Hirsch durchaus für das Judentum in Anspruch genommen:

„Gottes Reich ist nicht über den Wolken, es ist unter uns, hat ja schon einer von den Unsrigen verkündet." Zum Schluß hebt dann Hirsch noch eine wissenschaftliche Aufgabe des Judentums, das er verkündet, hervor:

Wir verlangen, daß die kritische Methode der Religionswissenschaft auch angewandt werde bei der Durchforschung der Urkunden der Urgeschichte des Christentums. Wir glauben, jene Kluft, die man zwischen dem alten Judentum und dem neuen Christentum wähnt, besteht nicht.

Paulus gebe das Verhältnis zwischen Judentum und Christentum nicht richtig wieder:

Gewöhnlich operiert man, um den Gegensatz zwischen Judentum und Christentum hervorzubringen, mit den rabbinischen Schriften, vergißt aber, daß diese Schriften aus dem zweiten Jahrhundert und vielleicht einer noch späteren Zeit stammen, daß von den Zeitgenossen des großen Propheten von Nazareth sozusagen nichts auf uns gekommen ist.

Zwar gibt Hirsch zu, daß das Judentum damals im Gegensatz gegen Rom und gegen das Christentum sich in seiner „Gesetzesreligion" mit „Mauern und Schutzwällen" umgeben hat, aber es hat doch „der große Meister (Jesus) in seinem ganzen Sein und Wesen nichts sein wollen und war nichts anderes als auf seine Weise ein Kind der großen Lehre, die einstens auch mit Flammenzungen von den Lippen der Propheten in Israel verkündet worden war."

Eindrucksvoll ist der Schluß des Vortrags:

Wir treten nicht über, aber wir treten bei. Wir modernen Juden wollen die alte Fahne von dem Mast unseres Schiffes nicht herunterlassen. Wenn Schiffe über den Ozean kreuzen, dann führen sie zwei Fahnen, die eine Fahne zeigt an, woher sie kommen, die andere deutet darauf hin, welchen Hafen sie anlaufen wollen. So zeigen sich auch auf unserem Schiffe, dem modernen Judenschiffe, zwei Flaggen. Die eine ist die Flagge Israels, getränkt mit Blut und oft befeuchtet mit Tränen, aber trotzdem umspielt von dem Sonnenglanze schöner Hoffnung und schöner Erwartungen. Die andere Fahne ist die Fahne der geeinten Menschheit. Laufen wir ein in den Hafen und finden wir dort andere Fahrzeuge mit demselben Wahrzeichen, dann sinkt unsere Einzelflagge hinunter, und auf dem anderen Maste steigt auf die Fahne der Menschheit. Auch die Farben dieser Flagge bedeuten dasselbe, was, dunkler vielleicht, signalisiert wird durch die wahren Farben auf der Flagge des prophetischen, des modernen, des freien Judentums.

Wir verkennen als Christen den Fortschritt nicht, der in dieser Art Judentum liegt, das „Sittlichkeit, Menschenwürde, Pflicht, Liebe, Menschheit" auf seine Fahne schreibt und mit prophetischer Begeisterung den Rückgang zu den Propheten verkündet. Andererseits aber erheben sich doch Bedenken, wenn Hirsch Jesum nur als Juden wertet, den Inhalt der Evangelien und der Lehre Jesu als prophetisch und damit als jüdisch in Anspruch nimmt und das Heranziehen der rabbinischen Literatur für das Verständnis des Judentums der Zeit Jesu ablehnt. Gewiß ist es richtig, wenn er hervorhebt, daß Jesu Religion auf prophetischer Frömmigkeit ruht, auch wollen wir „Heidenchristen" es ihm nicht verargen, wenn er Jesum, der ja ein Jude war, als Juden bezeichnet und ihn seiner nationalen Herkunft nach als einen seiner Volksangehörigen preist. Aber, daß die Schulen Hillels und Schammais sich in den Tagen Jesu über die kleinsten Kleinigkeiten der Gesetzeserfüllung im vollsten Ernst gestritten haben, daß Führer des Judentums kurz vor Jesus wie Hillel und Schammai in ihren persönlichen Gegensätzen vor allem dieselben Minutien der Gesetzeserfüllung behandelt haben: das weiß doch auch Hirsch. Er weiß ferner, daß der Inhalt der Mischna, als sie um 200 n. Chr. von R. Jehuda hannasi redigiert wurde, nicht von heute auf morgen aus dem Boden gewachsen ist. Er weiß, daß schon um 100 v. Chr. in der Zeit des Schim'on ben Schatach und Jehuda ben Tabai dieselbe peinliche Gesetzeserfüllung, die der Inhalt der Mischna, Tosephta, der Midrasche Siphra, Siphri usw. ist, bei den Pharisäern eine große Rolle gespielt hat. Er weiß doch auch, daß Rabban Gamli'el I, der Lehrer des Paulus, sich um die Feinheiten der Gesetzesauslegung ebenso bemüht hat wie um 70 n. Chr. Jochanan ben Zakk'ai, der die Zerstörung Jerusalems miterlebte. Bedenkt man dies, so versteht man, warum Jesus gegen die Pharisäer gekämpft hat und Paulus das Gesetz ablehnte, und man muß sagen, daß sich Hirsch in einem Irrtum befindet, wenn er meint, daß sich die jüdische Gesetzesreligion nur aus dem Gegensatz gegen das Christentum und gegen Rom erkläre. Nein, ihre Wurzeln liegen tiefer, sie liegen schon in der Zeit um 100 v. Chr., in der Makkabäerzeit, in der Zeit des babylonischen Exils, in dem alttestamentlichen Gesetz selber.

Und dann verkennt Hirsch völlig noch einen zweiten Punkt: so sehr Jesus und die Evangelien mit der Frömmigkeit der Propheten verwandt sind, so sehr sie auch durch eine Fülle von Beziehungen mit der jüdischen Frömmigkeit ihrer Zeit verbunden sind, so nahe auch der Lehre Jesu das Wort Hillels steht: „Was dir verhaßt ist, tue deinem Nächsten nicht, das ist das ganze Gesetz, alles Andere ist nur Auslegung": so wenig beweist dies alles, daß das Judentum der Zeit Jesu und der Propheten identisch ist mit dem Christentum Jesu und der Evangelien. Die Propheten haben neben ihrem Universalismus auch jüdisch-patriotische Gedanken; das Judentum der Zeit Jesu hatte neben dem Gedanken der Liebe zu Gott und dem Nächsten auch die Kasuistik des Gesetzes.

Dennoch wollen wir an Hirschs Auffassung von dem Wesen des Judentums und seinem Urteil, wonach dies Wesen des Judentums mit dem Wesen des Christentums identisch ist, das Wahrheitsmoment nicht verkennen. Freilich müssen wir dabei Folgendes betonen: das heutige liberale Judentum, auch das Hirschs, dürfte in der Praxis auch in Amerika noch nicht so frei sein, daß es sich vom Schächten und von Speiseverboten völlig emanzipierte, ganz zu schweigen von dem auch heute noch für die jüdische Religion wirksamen, an sich natürlich berechtigten jüdischen Patriotismus; auch scheint uns Hirschs Religion mehr Ethik als Religion zu sein. Dies also vorausgeschickt, wollen wir das Wahrheitsmoment seiner Auffassung nicht verkennen, das Jesus mit den Worten ausdrückt:

Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte und deinen Nächsten als dich selbst: das ist das ganze Gesetz und die Propheten.

Das ist also nach Jesus der Inhalt des Judentums — und des Christentums!

3

Für uns Deutsche besonders wichtig ist der Vortrag Cohens über die Bedeutung des Judentums für den religiösen Fortschritt.

Cohen sucht zunächst festzustellen, welches Kriterium man für das habe, was man als „religiösen Fortschritt" bezeichnen könne. Fortschritt weist auf ein Ziel hin. Nach Cohen ist „die Sittlichkeit das Ziel, zu dem die Religion fortschreitet". Diesen Prozeß will er nun am Judentum nachweisen. Mit Recht betont er, ehe er diesen Nachweis antritt, daß „die allgemeine christliche Bildung das Judentum nur aus dem Alten Testament kennt; zur Beurteilung des religiösen Fortschritts, der dem Judentum zusteht, gehört jedoch auch die Kenntnis der nachbiblischen Zeit, ihrer Literatur und ihres aktuellen Religionswesens, ebenso die Kenntnis des lebendigen Judentums in seiner religiösen Gegenwart."

Er behandelt dann folgende sieben Hauptbegriffe des Judentums: 1) den jüdischen Monotheismus, 2) seine Idee von Erlösung und Versöhnung, 3) die Thora (das Gesetz, besser nach Cohen: die Lehre), 4) den Sabbat, 5) die Freiheit, 6) den Messias, 7) die Hoffnung.

1) Die Eigenart des jüdischen Monotheismus sieht Cohen in der „Einzigkeit" Gottes. Gott hat danach „ein von allem anderen Sein unterschiedenes Sein", „eine geistige Kraft, welche sich gegenüber aller Natur als das Problem der Sittenwelt und als der Gedanke der Sittlichkeit darstellt." Daher ist „am Wesen Gottes im Judentum nur das Religion, was dieses Wesen für die Sittlichkeit bedeutet." Mystik, insbesondere mystischer Pantheismus, liegt dem jüdischen religiösen Enthusiasmus ebenso fern wie die Liebe zu Christus, einem Menschen. Beides ist durch die Einzigkeit Gottes im Judentum ausgeschlossen.

Dieselbe Einzigkeit Gottes bedingt auch

2) die jüdische Idee von der Erlösung und Versöhnung: „Ohne jeden Mittler ringt hier die Seele und er-

ringt sie in eigener Buße, im Gebete und in dem Vorsatz zu sittlichem Handeln ihre Erlösung."

3) Thora heißt nicht Gesetz, sondern Lehre. Die geistige Liebe des geistigen Gottes geht auf die Sittlichkeit (vgl. 1), die mit Erkenntnis verbunden ist. Unwissenheit wurde nie im jüdischen Volke geduldet. Das Studium der Lehre bildete den geistigen Lebensinhalt des armen und des reichen Juden. Gemeint ist dabei nicht bloß das Studium der Bibel, wie es die Reformation von den Christen verlangte, sondern das Studium der gesamten Lehre. Darin liegt auch die Ablehnung geistiger Bevormundung durch einen Priesterstand.

4) Der Sabbat ist gleichsam das soziale Symbol des Judentums. Die Welt hat diese Idee vom Judentum. Der Sabbat ist ein wesentliches Mittel zur Erhaltung der Lehre, er soll ja dem Studium geweiht sein. Er will zur Durchdringung des Diesseits mit der Religion führen. Auch die Propheten des Alten Testaments betonen den Sabbat als Symbol des gesamten wahrhaft religiösen Lebens.

5) Durch den Sabbat wird aber auch „die Sklaverei im Begriffe aufgehoben"; die „Reinheit des Herzens" ist „die Freiheit, welche das Judentum dem Menschen aufprägt" und ihm als „Aufgabe" stellt.

6) Der Messias ist zwar zunächst ein an die Geschichte anknüpfender Gedanke, dann aber wird er den Propheten „das Symbol eines Friedens der Menschheit, in dem diese zu einer Herde sich gesammelt haben wird, den einen Gott anzubeten." In diesem Zusammenhang entsteht der Begriff der Menschheit und der Weltgeschichte. Der letzte Sinn der messianischen Idee ist der Gedanke, daß die Sittlichkeit auf Erden Wirklichkeit werden soll, daß sie nicht bloß ein schöner Gedanke ist, sondern die Geltung einer Wahrheit hat.

7) Damit ist der Hoffnung ein breites und tiefes Bett gegraben. Diese Hoffnung hat den Juden beseelt und beseelt ihn. „Der Leidensgang der Juden in der Weltgeschichte ist ein Zeichen des religiösen Fortschritts, weil ein Beweis für ihre religiöse Kraft." Hier betont Cohen auch, daß das Judentum in dem Kampf der Gegenwart um den Gottesbegriff „durch seine Glaubenstreue eine feste Bürgschaft bietet für die Erhaltung des Gottesglaubens in einer Zeit, in der der Glaube an Gott so schweren Erschütterungen ausgesetzt ist." In diesem Zusammenhang findet sich der Satz:

Wir modernen Juden hegen unser Judentum nur als den Glauben an den einzigen Gott, und wir anerkennen nur diejenigen Pflichten, welche mit diesem Grundglauben zusammenhängen.

Zum Schluß weist Cohen noch einmal auf die Gottesidee der Propheten hin und sagt hier, daß das Verständnis der Propheten unabhängig gemacht werden müsse von dem Verständnis, das das Christentum an sie herangebracht hat. Er schließt dann mit dem Satz:

Nur in sozialer Sittlichkeit und nur in weltbürgerlicher Humanität atmet der echte lebendige Gott, den die Propheten Israels zum Gotte Israels und zum Gotte der Menschheit gemacht haben.

Von der Fülle der Gesichtspunkte Cohens ist in einer kurzen Uebersicht schwer ein Begriff zu geben. Seine Gedanken sind tief in seiner Philosophie verankert. Ausführlicher hat er seine Ideen über „Religion und Sittlichkeit" in einer gleichnamigen Schrift (Berlin, M. Poppelauer 1907. 79 S. 1,20 Mk.) entwickelt, ebenso in seiner „Ethik des reinen Willens" (Berlin, Bruno Cassirer 1907. 679 S. 16, gebunden 17,50 Mk.).

Was haben wir als Christen zu diesen Gedanken Cohens zu sagen?

Cohen sagt selbst am Anfang seiner Ausführungen, daß er das Judentum „idealisiere". Wir wollen ihm dies Idealisieren umso weniger verargen, als wir uns dessen bewußt sind, daß auch wir uns durchaus nicht mit dem identifizieren, was „überall und immer im Christentum geglaubt worden ist." Wir wollen Cohen auch als richtig zugeben: daß der Monotheismus eine Tat gewaltigen religiösen Fortschritts ist, die die Welt, auch das Christentum, in erster Linie dem Judentum verdankt; daß die Idee einer Menschheit und einer Weltgeschichte auf dem Boden der prophetischen, messianischen Hoffnung erwachsen ist und aufs engste mit dem jüdischen Monotheismus zusammenhängt; daß in dem heutigen Judentum, so weit es weiter nichts ist als der Glaube an den einzig-einen Gott, Lebenskräfte, Kräfte der Begeisterung stecken, die zugleich sittliche Kraft bedeuten, Kraft zur Ueberwindung des Leidens, wie sie eben nur die Religion zu bieten vermag.

Aber anderseits kann man doch als Christ gegen Cohens Auffassung von dem religiösen Fortschritt, den das Judentum gebracht hat und zu bringen vermag, folgende Bedenken nicht unterdrücken:

Ziel der religiösen Entwickelung kann doch nur die möglichst vollkommene, reine, ideale Religion sein, nicht aber die Sittlichkeit. Hier steckt in Cohens Gedanken ein fundamentaler Fehler, der in Kant seine Wurzeln hat. Ist Gott wirklich bloß die Idee, die die Bürgschaft für die Verwirklichung der Sittlichkeit bietet? Gott ist doch grade als der Einzig-Eine mehr als bloß der Garant für die Durchführung der Sittlichkeit der Menschen. Die Propheten bezeichnen ihn als den „Schöpfer Himmels und der Erden". Liebe und Gerechtigkeit sind durchaus nicht die einzigen Eigenschaften, die die Frömmigkeit der Psalmisten und Propheten von ihm auszusagen hat: auch die Ewigkeit und Allgegenwart kennen sie an ihm, seine Weisheit, seine Allmacht. Es ist noch nicht Mystik oder Pantheismus oder Vermenschlichung Gottes und Verkennung des Einzig-Einen, wenn man die Eigenschaften an ihm hervorhebt, die mit der ethischen Seite seines Wesens nichts zu tun haben.

Ferner: Cohen ist sich dessen zwar bewußt, daß er den Gottesbegriff des Judentums „idealisiert", er hebt aber nicht hervor, daß erst das Christentum diese „Idealisierung" ermöglicht und wirksam gemacht hat. So unverkennbar im Judentum, besonders bei den Propheten, die Ansätze zu dem universalen und rein geistigen Gottesbegriff sind, den das heutige liberale Judentum vertritt, so unleugbar es auch ist, daß das Christentum nicht immer den Monotheismus hinreichend rein zur Geltung gebracht hat, so klar ist andererseits, daß erst das Christentum vollen Ernst mit dem an keine Nationalität gebundenen, einzig-einen Gott gemacht hat, daß erst das Christentum die Universalität der Religion voll zur Geltung gebracht hat und damit der genuine Fortsetzer dessen geworden ist, was das Judentum lediglich anbahnte.

Der dritte Punkt, in dem die Schwäche der Cohenschen Religion und damit dessen liegt, was das heutige liberale Judentum an Fortschritt für die Religion der Menschheit zu bieten vermag, ist Cohens Auffassung der Sünde und damit der Erlösung. Sünde ist nicht bloß — das hat auch Hirsch behauptet — Schwäche, beschränktes Wissen. Da hat doch Kant mit seinem „radikalen Bösen" eine tiefere Auffassung von der Sünde gehabt. Die Erfahrungen, die Paulus im Gegensatz zum Judentum besonders hervorhebt: Gesetz und Evangelium, eigene Leistung und Gnade, ohne eigenes Verdienst aus Gnaden: diese Erfahrungen, die im Christentum durch Augustin und Luther lebendig geblieben sind, finden weder bei Hirsch noch bei Cohen ein Echo, im Gegenteil: er polemisiert gegen die „Erbsünde", gegen den Gedanken „des Mittlers" zwischen Gott und dem Menschen, gegen den Gedanken einer Erlösung, die nicht aus des Menschen eigener Leistung hervorgeht. Wir Christen empfinden an diesem Punkte nicht einen Fortschritt, sondern einen Rückschritt gegenüber der Entwickelung, die das Christentum über das Judentum hinausgeführt hat.

4

Wir gehen nun zu der Frage über: Was hat man von christlicher Seite auf dem Weltkongreß über das Problem „Christen und Juden" gesagt? und fassen dann zusammen, was die heutige liberale christliche Theologie überhaupt hierzu zu sagen hat.

Perkins findet in seinem Vortrag über die Stellung der liberalen Christen zu den Juden zunächst wundervolle Worte über den universellen Geist der Religion Jesu, z. B.:

Die Sprache Christi ist die angeborene Sprache des universell empfindenden Herzens. Wenn ein Christ sich mit seinem Nächsten, er sei Jude oder Heide, nicht christlich verständigen kann, so spricht er nicht die Universalsprache, sondern nur irgend einen Provinzialdialekt.

Die Stellung der Christen zu den Juden muß also zu-

nächst „dieselbe sein, die die Christen gegenüber jeder rassenfremden Religion einzunehmen haben“:

Aber man muß gerechterweise weitergehen. Es gibt ganz bestimmte Gründe, aus denen der Christ die Religion der Juden mit dankbarer Verehrung betrachten muß.

Jesus selber war ein Jude. Er war ein patriotischer Jude ... Er nährte seine Seele an den unsterblichen Schriften seines Volkes.

Perkins läßt zwar keinen Zweifel darüber, daß ihm Jesus mehr ist als ein Jude. Aber um so unbefangener kann er anerkennen, „inwiefern wir, die wir die Schätze Christi und des Christentums besitzen, Schuldner der Juden sind für unser köstlichstes Erbe.“

„Der jüdischen Abstammung verdankte Jesus seine sittliche Gottesidee.“ Er verdankt ihr die heroische Art seines Gottesglaubens, d. h. den Hinweis auf die Tat in der Religion, auf die Pflicht, Gottes Willen zu tun und ihm zu gehorchen.

Ebenso war für Jesus ein wirksames Stück seines jüdischen Erbes „die unbesiegliche Hoffnung auf das Kommen des Reiches Gottes“:

Es ist der höchste Ruhm Israels, daß es dieses Ideal eines unüberwindlichen Reiches Gottes der Welt geschenkt hat, wie es der höchste Ruhm Jesu ist, daß er den Anstoß dazu gegeben hat, dieses Ideal nun in weltweiter Form zu verwirklichen ... Jesus wollte herrschen, zwar durch Liebe herrschen, aber eben doch herrschen.

Perkins verkennt bei alledem die Originalität Jesu nicht:

In der Empfindung seiner kindlichen Einheit mit dem himmlischen Vater; in seiner klaren Anschauung von dem Alles überragenden Wert der Liebe; in seiner Umwertung aller Werte dieser Welt, wobei nur der groß ist, der dient; in seiner Fähigkeit, in dem sozialen Ideal Israels den Kern von der Schale zu sondern; in seiner Treue bis zum Tod — in all dem ist Jesus das, was er war, geworden durch die Einzigartigkeit der Persönlichkeit, die jedem Leben, ob groß oder klein, den individuellen Stempel aufdrückt.

So schließt er denn mit den Worten:

Verlangt nicht schon die gewöhnlichste Dankbarkeit — um von Christi Idealen ganz zu schweigen —, daß der Christ den Juden ganz besonders ehrt und achtet? Ist nicht jede andere Stellung des Christen gegenüber dem Juden eine abscheuliche Heuchelei und eine unsagbare Schande?

— So fein diese Charakterisierung der jüdischen Eigenart Jesu durch Perkins ist und so sehr wir Christen uns dessen bewußt sind und bewußt sein müssen, wie viel wir in Jesus dem Judentum verdanken, so sehr wünschte man doch anderseits, daß Perkins noch kräftiger die Originalität Jesu und damit die Ueberlegenheit des Christentums über das Judentum zur Geltung gebracht hätte. Er sagt das, was hier zu sagen ist, aber er hätte es noch eindrücklicher sagen müssen. Ich meine Folgendes — und ich will das ausdrücken auch im Hinblick auf das, was uns Hirsch und Cohen als das Wesentliche am modernen, liberalen Judentum bezeichnet haben —:

Das Christentum ist deswegen dem Judentum überlegen gewesen und ist es noch, weil es von Anfang an, d. h. schon in der Persönlichkeit Jesu, mit besonderer Reinheit und Kraft drei Gedanken vertreten hat:

1) die Innerlichkeit der Religion im Gegensatz zu allen äußeren Satzungen und aller Heuchelei, damit also ihren sittlichen Charakter innerlicher Wahrhaftigkeit. Solche Innerlichkeit mit ihrer souveränen Stellung zu allen religiösen Formen, mögen diese relativ noch so berechtigt sein, gibt dem Christentum ein Schwergewicht dem Judentum gegenüber und sozusagen eine männliche Reife und Selbständigkeit, dem das Judentum bis auf den heutigen Tag nichts Gleichwertiges gegenübergestellt hat. Denn es hat seine Satzungen und Ritualien, z. B. das Schächten und die Speisegesetze, niemals so völlig für religiös gleichgiltig erklärt, wie das im Christentum schon von Jesus klar und fest ausgesprochen ist.

2) Das Zweite ist der Gedanke der Universalität. Mögen die Propheten, die jüdisch-hellenistische Religion der römischen Kaiserzeit, das liberale Judentum der Gegenwart diesem Gedanken auch noch so sympathisch gegenüberstehen: dieselbe prinzipielle Klarheit der Universalität, dieselbe völlige Loslösung der Religion von der Nationalität, die dem Christentum von Jesus her eingestiftet ist, hat das Judentum nie erreicht, bis auf den heutigen Tag nicht, — und das ist einer der wesentlichsten Gründe dafür gewesen, daß es in der Zeit der Religionswende dem Christentum die Herrschaft abtreten mußte. Die heutigen Rabbiner stellen freilich die Sache oft so dar, als wenn das Christentum die Herrschaft im römischen Imperium und dann in der abendländischen Kulturwelt deswegen erlangt habe, weil es mit polytheistischen Momenten durchsetzt und sehr bald als „Heidenchristentum“ dem Heidentum verwandter geworden wäre als das rein monotheistische Judentum. Daran ist etwas Richtiges. Aber diese Erkenntnis kann doch darüber nicht hinwegtäuschen, daß das Christentum nie den Monotheismus verleugnet hat, und anderseits, daß es seine Durchschlagskraft grade seiner Universalität verdankte und verdankt, die dem Judentum, das von der Beschneidung nicht ließ und damit nicht von seiner Nationalität, nie erreichbar war und, so lange es nicht von seinem Gesetz als religiös-nationalem Faktor läßt, nie erreichbar ist. Wenn das heutige liberale Judentum auch dem Christentum gegenüber, z. B. bei Cohen, die begeisternde Kraft des Monotheismus als den Beruf Israels an die Welt empfindet, so liegt auch darin etwas Richtiges; aber das Judentum verkennt die Durchschlagskraft dieses Glaubens dem Christentum gegenüber insofern, als das Christentum monotheistisch ist und sein will, also den Monotheismus nicht als die spezifische Eigentümlichkeit des Judentums anerkennt und jederzeit in sich selber die Kraft hat, alle polytheistisch klingenden christlichen Gedanken auf dasjenige Maß zurückzuführen, das ihnen die Fähigkeit nimmt, zu einer Gefahr für den Monotheismus zu werden.

3) Der dritte Gedanke, der dem Christentum die Ueberlegenheit über das Judentum, besonders im Hinblick auf das moderne Judentum eines Hirsch und Cohen, sichert, ist der, daß es, wenn es sich recht versteht, niemals die Religion zu Gunsten der Ethik abdankt. Jesus stellt als das Wesentliche im Christentum sowohl die Gottesliebe als die Nächstenliebe hin, nicht bloß das eine von beiden. Wenn das heutige liberale Judentum das Schwergewicht auf die Ethik verlegen und sogar die Religion zu Gunsten der Ethik völlig beseitigen will, so ist das eine religiöse Schwäche, die dem Christentum als Religion so lange die Ueberlegenheit sichert, als das Christentum die Religion klar und scharf von der Ethik scheidet und das Judentum diese Scheidung vermissen läßt.

5

Es war schade, daß auf dem Weltkongreß keine gründliche Auseinandersetzung des liberalen Christentums mit dem liberalen Judentum geboten wurde. Das liberale Judentum der Gegenwart konnte sich, was an sich sehr zu begrüßen war, frei aussprechen, aber es fand auf christlicher Seite keine entsprechende Antwort. Das ist ein Symptom für die Lage der abendländischen liberalen Theologie der Gegenwart gegenüber der religionsgeschichtlichen Aufgabe, die ihr durch das liberale Judentum der Gegenwart gestellt ist. Es wäre sehr zu wünschen, daß sich das liberale Christentum der Gegenwart mehr als bisher auf die religionsgeschichtliche Aufgabe einstellt, die das liberale Judentum der Gegenwart ihm aufnötigt. Das liberale Christentum könnte aus solcher Arbeit reichen Gewinn ziehen, nicht nur Gewinn an Selbstbesinnung und eigener innerer Klarheit, sondern vor allem auch den Gewinn, der in der wirksam sich erweisenden Kraft des Evangeliums liegt, von der Paulus Römer 1, 16 sagt: „Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, selig zu machen jeden, der glaubt: die Juden vornehmlich und auch die Griechen.“

Fiebig

Kirche und Frömmigkeit in Rußland

4

Die Hierarchie ist natürlich aufs eifrigste bedacht, vom gegenwärtigen Rechtszustand möglichst viel in die Zukunft hinüberzuretten. Alle Vorschläge, die bis jetzt gemacht worden sind, haben immer den gleichen Zusatz: „sofern die bischöflichen Rechte davon unberührt bleiben.“ Soviel sich von dem Druck der Oberprokuratur abschütteln läßt, will man abschütteln. Aber

der eignen Willkür will man keine engern Grenzen gezogen haben. Im Gegenteil. Man hofft, durch sein Oberhaupt in Zukunft erst recht gesichert zu sein in der Ausübung seiner bischöflichen Herrschaft. Bringen sie es noch so weit, daß sie, die Bischöfe, für die einzigen Werkzeuge des heiligen Geistes bei der Patriarchenwahl erklärt werden, so kann es leicht geschehen, daß der zukünftige Patriarch auch das völlige Werkzeug in ihren Händen sein wird.

Man kann sich diese Herren gar nicht so leicht vorstellen in ihrer ganzen Herrlichkeit. Die muß man erst einmal gesehen haben. Sie stammen zwar aus demselben Popenstand. Und sie erheben sich über diesen weder durch ihre Bildung, noch durch ihre Gesittung. Umsomehr sind sie darauf bedacht, die Kluft zwischen sich und der niederen Geistlichkeit möglichst unüberbrückbar zu machen. Da hat, z. B., der Bischof einer Gemeinde seinen Besuch gemacht. Seine weisen bischöflichen Ermahnungen haben Aller Herzen mit ehrfurchtvoller Liebe und Dank erfüllt. So daß der Pope zuletzt keinen bessern Ausdruck dafür finden konnte, als den berühmten senmoj Poklon. Mit „großer Begeisterung" nahmen alle Versammelten diesen Vorschlag auf und machten dem Bischof ihre demütigste Verbeugung bis tief zur Erde, wie weiland Vater Abraham vor dem Herrn im Hain Mamre. Das ist der Ton, auf den der ganze Verkehr gestimmt ist. Wer den Bischof bei guter Laune erhalten will, darf es an solcher Unterwürfigkeit nicht fehlen lassen. Darum ist er aber doch nicht sicher davor, daß er bei der nächsten Gelegenheit die ganze Ungnade des Bischofs zu spüren bekommt. Besonders wenn er zur rechten, oder zur unrechten Zeit mit irgend welchen Angelegenheiten die bischöfliche Ruhe stören sollte. Und in solche Lage kommen Väter zahlreicher Familie öfter. Dann kann auch der de- und wehmütigste Bittsteller es erleben, daß er von seinem Bischof in einer Weise behandelt wird, wie er von keinem preußischen Unteroffizier behandelt werden würde. Denn mit einem Verständnis für die Sorgen und Nöte eines einfachen Klerikers, mit einer lebendigen Teilnahme an dessen schwerem Schicksal ist ein Bischof nur selten belastet. Dafür fehlt ihm, dem Mönch, einfach das nötige Maß von christlicher Gesittung und Gesinnung.

Nun könnte man diesen Mangel seinem übergroßen Eifer um die Kirche und ihre Sache zugut halten. Allein davon ist auch nicht viel zu merken. Das mag zehnmal wahr sein: daß, wie Graf Witte sagte, die papiernen Mauern den Bischof hindern, mit den Menschen in lebendige Berührung zu kommen. Wenn er wenigstens in dieser seiner papiernen Welt Ordnung und Zucht aufrecht erhalten würde. Noch nicht einmal das bringt er fertig. Was man statt dessen zuweilen zu hören bekommt, ist nicht das Beste und Schönste. Leute, die schon einiges wissen können, behaupten: daß, was alles in bischöflichen Kanzleien in der Verborgenheit gedeiht, die größte Aehnlichkeit aufweise mit des allbekannten Augias schönem Stall. Aber eine weise Gesetzgebung hat alles vorausgesehen und so geordnet, daß die Oeffentlichkeit nicht allzuviel davon erfahre. Sie hat nämlich die Untersuchung einer solchen bischöflichen Verwaltung recht schwierig gemacht, indem sie das Recht dazu ausschließlich in bischöfliche Hände legte. Man hört neuerdings des öftern von solchen bischöflichen Untersuchungen. Allein diese scheinen nur selten durchgreifend zu sein. Es heißt dann etwa: in Rjasanj ergab die Untersuchung: daß, abgesehen von der „unvermeidlichen Unordnung in der wirtschaftlichen Abteilung", alles in bester Ordnung war. Außer es muß denn schon gar zu schlimm sein. Dann kanns auch einmal heißen: in Katharinenburg ist der Bischof vom Amt zurückgetreten, oder in Omsk machte sich die Entlassung des Bischofs notwendig. Welcher Art solche Mißstände sind und von welchem Umfang: das bleibt gewöhnlich das Geheimnis der Beteiligten. Wer soll das auch ans Licht bringen? Die geschädigten Untergebnen? Das könnte ihnen nur schlecht bekommen! Gegen einen Bischof ist nichts anzufangen. Alle Klagen gegen ihn gehen erst durchs bischöfliche Konsistorium an den Synod. Da bleiben sie der größern Einfachheit halber im Konsistorium gleich liegen. Und was wäre denn viel dabei, wenn sie auch bis zum Synod gelangen würden? Büßen muß der Kläger doch. Wenn in Rußland schon im allgemeinen jeder Vorgesetzte seinen Untergebnen völlig in seiner Gewalt hat, so übertrifft die bischöfliche Gewaltherrschaft doch noch alles Andre.

So hatte in Alexandrowirsk ein Priester den bewundernswerten Mut, gegen die ungesetzliche Veräußerung von Kirchenländereien durch das Konsistorium Einspruch zu erheben. Selbstverständlich mußte er seine „Auflehnung" mit dem Verlust seiner Stelle bezahlen. Was sich der Mann nur gedacht haben mag!

Ein Propst hatte das Unglück, das Vertrauen seiner Amtsbrüder zu besitzen und von diesen in den Ausschuß gewählt zu werden, der die bischöflichen Schulrechnungen nachzuprüfen hatte. In seinem Eifer faßte nun der Mann seine Pflicht ganz ernst auf und ließ den bischöflichen Rechnungen eine zu große Aufmerksamkeit angedeihen. Was aber die Hauptsache ist, er unterließ es dann auch nicht, in seiner Berichterstattung das Ergebnis klar zu legen und auf vorhandne Mängel hinzuweisen. Selbstverständlich mußte eine solche Ungehörigkeit ihre unvermeidliche Strafe nach sich ziehen. Soviel mußte ihm, dem Propst, bekannt sein! Wo sollte das auch hinaus, wenn Jeder an den bischöflichen Rechnungen herumkritteln wollte? Da würde ja ein armer Bischof bald keinen Mißbrauch mehr treiben können mit kirchlichen Geldern! Also wurde der Mann seiner Propstwürde entkleidet und in ein ganz entlegenes Kirchspiel verbannt, dazu bis auf Widerruf des Rechts für verlustig erklärt, in Zukunft noch einmal irgend ein Vertrauensamt bekleiden zu dürfen. Das war das geringste Strafmaß. Denn der Mann hatte das Vertrauen, das sein Bischof selbstverständlich in ihn setzen mußte, auf eine ganz unverantwortliche Weise mißbraucht. Zwar bestätigte ihm das bischöfliche Konsistorium: daß er sein Amt, als Priester und Propst, 24 Jahre lang treu und gewissenhaft verwaltet habe. Als er aber auch noch wissen wollte, warum ihn denn in solchem Fall eine so harte Strafe getroffen habe, wurde ihm ganz unverblümt bedeutet: daß er das bischöfliche Konsistorium mit solchen müßigen Fragen besser verschonen wolle, weil er andernfalls gänzlich aus dem Dienst entlassen werden würde.

In Woronesch hatte ein Priester ein Paar getraut, ohne zu ahnen, daß die vorgelegten Urkunden gefälscht waren. Nun muß er bei seinem Bischof wohl auch nicht in bester Erinnerung gewesen sein. Der Bischof ließ ihm eine recht strenge Strafe zumessen, ohne die Sache auch nur erst untersucht zu haben. Die Wirkung auf den Ahnungslosen war derart, daß er das Nervenfieber bekam und in einem Anfall seinem Leben ein Ende machte. Man durfte zwar hören: daß eine Untersuchung eingeleitet worden sei. Wird man aber auch etwas über deren Ergebnis erfahren dürfen?

Kurz und gut, wer seinem Bischof und dessen Leuten einmal nicht gefällt, der ist schlimm dran. Und wie wunderlich zuweilen ein bischöflicher Herr ist! Es kommt vor, daß er aus irgend einem Grund einen unüberwindlichen Widerwillen hat gegen Priester mit akademischer Bildung. Die können sich dann in solchem Fall Glück wünschen. Alle Pfarrstellen, wo sie sich nützlich machen könnten, vornehmlich die in den Städten, bleiben ihnen einfach verschlossen. Hat es dagegen einer verstanden, sich die Gunst des Bischofs zu erwerben, und weiß er sich auch noch die Herren im Konsistorium geneigt zu machen, am besten durch recht handgreifliche Freundlichkeiten, so darf er darauf vertrauen: daß der Herr es seinen Freunden schlafend gibt. Er mag sich dabei zu schulden kommen lassen, was er will, — für etwaige Klagen gegen ihn wird sich auch noch ein Papierkorb finden.

Vor einiger Zeit wurden in einer der angesehensten kirchlichen Zeitschriften ganz ergötzliche Geschichtchen aus Turkestan erzählt. Ein älterer, verdienter Mann wurde von seinem Bischof in eins der entlegensten mittelasiatischen Dörfer verbannt. Die Härte einer solchen Maßregel wird einem erst ganz klar, wenn man die ungeheuern Strecken in Betracht zieht und die großen Schwierigkeiten, die bei einem solchen Umzug zu überwinden sind. Unter Umständen kann das einfach ein wirtschaftlicher Ruin sein für den Verbannten. Von allem Andern nicht zu reden. Vielleicht möchte Jemand gern den Grund für diese Strafe wissen? Da muß er schon den Bischof selber fragen.

Was liegt einem Bischof überdies an irgendwelchen Gründen? Genug, daß er die Stelle dieses Priesters für einen von seinen eignen Leuten nötig hatte. Bedarf es noch mehr?

Bei dieser Gelegenheit konnte man zugleich erfahren: daß es sich hier keineswegs um einen einzelnen Mißgriff des Bischofs handelte, den er sich in einer großen Verlegenheit hatte zu Schulden kommen lassen. Vielmehr ist das bei ihm einfach ein Verwaltungsgrundsatz. Er hatte, z. B., einen leiblichen Bruder, der eine gute Stelle suchte. Den machte er geschwind zu seinem Geheimschreiber, unbekümmert um alle Gesetzesbestimmungen, die dem entgegenstehen. Er vertraute ihm obendrein noch den Posten eines Verwalters seines Palastes an. Damit möglichst viel in der Verwandtschaft bleibe! Im bischöflichen Konsistorium wieder wurde der schwungvollste Handel getrieben mit Priester-, Diakonen- und Kantorenstellen. Und zwar, um Niemand zu übervorteilen, zu ganz bestimmten, festen Sätzen von 300, 200 und 100 Rubel. Wollte sich ein Geistlicher den Staatszuschuß sichern, so hatte er dessen „Nutznießung“ für ein Jahr lang den bischöflichen Beamten zu überlassen. Das alles wurde in aller Oeffentlichkeit besprochen. Und zwar von der Zeitschrift der Petersburger geistlichen Akademie. Von irgend einer Untersuchung ist bis heut noch nichts bekannt geworden.

Man könnte allerdings, zur Entlastung des „heiligsten“ Synods, anführen: Turkestan sei ein recht entlegenes Bistum, bis wohin auch die schärfsten Augen nicht reichen. Aber Moskau! Erst neuerdings (1. 2. 1913) wußte die Frankfurter Zeitung von schamlosen Schwindeleien im Moskauer Konsistorium zu berichten. Als der „heiligste“ Synod eine Untersuchung vornehmen wollte, machte der Schwindel vor seinen eignen Türen keinen Halt: und einer seiner Diener „verlor“ die Mappe samt den sämtlichen Moskauer Ehescheidungssachen! Bemerkenswert dabei ist: daß der neue Petersburger Metropolit vorher 14 Jahre lang den Stuhl in Moskau inne hatte. Das sind also alles seine Leute, die hier vor Gericht gestellt werden sollten. Wird er daraus was gelernt haben? Wird er, als zukünftiger Patriarch von Rußland, für eine bessre Ordnung in Synod und Konsistorien sorgen können?

Wo die Bischöfe aber einen wirklichen Eifer entfalten: das ist auf dem Gebiet der Politik. Sie, die Bischöfe, sind nämlich die Hauptstützen der „echt russischen Leute“. Nebenbei bemerkt, ist es ein Unsinn, wenn in Zeitungen immer wieder von einem „echt russischen Volk“ gesprochen wird. Das gibts überhaupt nicht. Es gibt nur „echt russische Leute“. Wie überhaupt jedes Volk seinen Auswurf hat. Die ganz wenigen unter den Bischöfen, die diese Politik nicht mitmachen, haben einen recht schweren Stand. Der jüngst verstorbne Metropolit Antonius wußte davon ein Lied zu singen. Der christliche Wunsch: „Wenn doch nur einmal zweihunderttausend dieser Feinde der gegenwärtigen Staatsordnung weggetilgt werden könnten von Gottes Erdboden!“ ist einem treuen bischöflichen Herzen entstiegen. Das kennzeichnet den Eifer, mit dem die Bischöfe ihre Politik betreiben. Es muß ihnen bezeugt werden: daß sie keine Mühe scheuen und keine Mittel unversucht lassen, die ihnen unterstellte Geistlichkeit auf ihr „echtrussisches“ politisches Bekenntnis zu verpflichten. Und sie verfolgen aufs rücksichtsloseste diejenigen, die den Mut haben, ihnen hierin offen entgegenzutreten. Daß der Kirche dabei ihre besten Diener verloren gehen, ist selbstverständlich. Aber gerade das ist doch der Hauptzweck, der verfolgt wird. Wie das anderwärts auch ähnlich hergeht. Ob der Schade jemals wieder gut gemacht werden kann? Wer kann das sagen? Jedenfalls wird es auch noch einmal sein Gutes haben. Die Tage der bischöflichen Herrlichkeit sind gezählt. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo dem bischöflichen Schaffensdrang mehr oder weniger bestimmte Grenzen gezogen werden. Das wird schließlich auch der Kirche frommen.

K F

Verschiedenes

Unterirdische Wasser. Roman von Sofie Charlotte von Sell. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1912. 302 S. 4, gebunden 5 Mk.

Die Verfasserin hat es auch in diesem Roman wie in den vorangegangenen „Die helle Nacht“ und „Weggenossen“ verstanden, den Leser von der ersten bis zur letzten Seite zu fesseln, und zwar nicht mit der Spannung der Neugierde, sondern der des Gemüts, das in ein ernstes und tiefes Lebensproblem hineingezogen wird. Ein Lebensproblem in der Ehe ists, aber nicht ein alltägliches: es ist der Gegensatz zwischen dem Charakter der Ausschließlichkeit, den die eheliche Liebe hat, und der Großmacht der Liebe als Barmherzigkeit, Opfersinn, Uneigennützigkeit, deren Sphäre unendlich weiter gespannt, ja qualitativ uferlos ist. Kein Wunder, daß die schwersten Konflikte aus diesem Kampfe zweier Formationen von Liebe entspringen, von denen jede in ihrem Teil (und auf der betreffenden Lebensstufe) ihres Rechtes bona fide bewußt ist und es behaupten will. Konflikte, die nicht nur den Bestand der Ehe, sondern schließlich Gesundheit und Leben der Ehegatten gefährden. Die Probe auf die Tüchtigkeit des Buches ist die, daß die Lösung des Konfliktes nicht von außen, durch Aenderung der Umstände und Entfernung der Steine des Anstoßes, sondern ganz von innen heraus, auf organischem Wege, durch die Schule des Lebens und den Geist der Wahrheit erzielt wird, der den Charakter innerlich durchleuchtet und umbildet, der sich selbst im Wege stand. Das macht die Werke dieser Dichterin so wertvoll, daß die Lebenswahrheit ihr oberster Leitstern ist. Mit diesem inneren Vorzug hängt der äußere, stilistische zusammen, daß die Darstellung keiner künstlichen Mittel und rhetorischen Schmuckes bedarf. Das Exaltierte und Manierierte, das Sentimentale und Romantische fällt von selber weg, wenn und wo das Leben und des Lebens Ernst sein unbestechliches Gesicht zeigt — unverhüllt, aber unaufdringlich. Und wenn der (verschwiegene) Untergrund und Hintergrund dieses Kampfes der wahren Liebe um ihr Territorium in dieser Welt die Kraft und Reinheit der göttlichen Liebe ist, die neue Menschen schafft, auch Menschen mit so edeln Zügen und von so großen Maßen, wie der Held der Geschichte, Pastor Wern, einer ist, so versteht man es und freut sich, daß solche Menschen mit dem Leben fertig werden, und lernt gerne von ihnen. Solche Bücher sind an und für sich gute Freunde und Berater für die Leser. Und auf einen lieblichen Zug sei noch zum Schlusse hingewiesen: die Verfasserin versteht so fein und natürlich, ohne Wichtigtuerei darzustellen, wie viel die Menschen einander sein können, wenn sie nur ein Herz für einander und gesunden Lebensverstand haben.

Johannes Herzog

Kleine Mitteilungen. Die beiden Artikel in heutiger Nummer, die sich mit dem Judentum beschäftigen, sind unabhängig von einander entstanden. Der zweite ist schon vor zwei Jahren geschrieben; Niemand wird finden, daß er veraltet sei; die rechte Gelegenheit zur Veröffentlichung, auf die wir warteten, bot sich soeben. — Für die allgemeine Anerkennung, die Hermann Cohen innerhalb des Judentums genießt, zeugt der Band **Judaica**, der als Festschrift zu seinem siebzigsten Geburtstage im vorigen Jahr bei Bruno Cassirer in Berlin erschienen ist (721 S. 16 Mk.): „dem begeisterten Verkünder der Lehren der Propheten, dem wissenschaftlichen Verfechter der ewigen Wahrheit des Judentums“ sind da Beiträge „aus dem Gebiete der Wissenschaft des Judentums“ von 43 jüdischen Gelehrten der verschiedensten Richtung gewidmet. Wir hoffen auf den Inhalt noch zurückzukommen. — Was nun die beiden obigen Artikel anlangt, so enthalten sie keine abschließende Losung unsers Blattes oder unsers Kreises. Aber ich möchte doch unterstreichen, daß wir das Judentum in unsrer Mitte ernster nehmen sollen. Die Art, wie man sich damit beschäftigt, von antisemitischer oder von judenfreundlicher Seite, hat etwas peinlich Oberflächliches. Jeder, der anfängt sich damit zu beschäftigen, verspürt das. Zuweilen bekommt man auch den Eindruck, daß es jüdische Kreise gibt, die es selber wünschen, daß man sich nicht für sie interessiert. Aber bei der Bedeutung, die das jüdische Element anerkanntermaßen in unserm Volke hat, können wir uns daran nicht kehren. Man muß es der Judenmission lassen, daß sie in ihrer Weise mit dem Judentum ernst macht. Aber wird so das Problem gelöst, prinzipiell und praktisch? Die Wenigen, die im Werke stehn, wissen selber, daß die Sache nicht einfach liegt. Jedenfalls gilt es für uns alle: erst kennen lernen, dann urteilen und handeln!

Inzwischen kehrt nach drei Jahren der Weltkongreß wieder. Diesmal findet er in Paris statt, 16.—22. Juli. Ich sehe das Judentum nur einmal auf dem vorläufigen Programm. Ueber „neue Zeichen religiösen Fortschritts“ wird berichtet werden: im Protestantismus, im römischen und orientalischen Katholizismus, im Judentum und in andern Religionen (Indien, China, Japan). Ein Tag ist Frankreich gewidmet, ein halber Tag der modernen Philosophie in ihrer Beziehung zur Religion. Der Rest der Zeit gilt „religiösen Tagesfragen“: der Weltreligion, den letzten festen Gründen der Ethik, den sozialen Ideen des Christentums, der religiösen Freiheit in Kirche, Staat, Schule, usw. Namen nennt man am besten noch nicht, da sie zum Teil noch nicht feststehn. Sekretär für Frankreich ist Professor John Viénot, 82 Rue Denfert-Rochereau, Paris (XIVe).

Näher bevorsteht der Evangelisch-soziale Kongreß in Hamburg. Er wird in der Pfingstwoche Dienstag Abend eröffnet. Die Hauptvorträge halten: Geyer (Nürnberg) über Pflege der Religion in der Großstadt; Frau von Forster über Familie und Persönlichkeitskultur; Professor Wilbrandt, der Tübinger Nationalökonom, über Konsumvereine. Viele Besichtigungen finden statt. Die Freunde der Christlichen Welt treffen sich am Donnerstag Abend. Freitag macht eine Fahrt nach Friedrichsruh zu Bismarcks Grab und Haus den Schluß: dort wird eine Ansprache gehalten werden über „Bismarck und die soziale Frage“.

R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona. Montag 28. April 4 Uhr im Kaiserhof: Die Kirche im Urchristentum. Oberlehrer Dr. Schumacher-Hamburg.

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 6. Mai 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädt. Gymnasium) NW. Georgenstraße 30/31: Bedroht die moderne Naturerkenntnis das Zentrum der Religion? Dr. med. et phil. Hauser.

Chemnitz. Donnerstag 24. April Deutscher Kaiser: Das dritte Reich (Verschmelzung von Griechentum und Christentum). Pastor Mensing.

Freunde evangelischer Freiheit in Stade und Umgebung. Der Vortrag von Herrn Professor Baumgarten über die kirchliche Lage nach den Fällen Jatho und Traub, der dringender Umstände halber verschoben werden mußte, wird nunmehr endgültig am 22. April abends 8 Uhr im Hotel Norddeutscher Hof in Stade stattfinden.

V. d. F. d. C. W.

Nr. 44 der Mitteilungen ist in Vorbereitung. Etwaige Manuskripte und Anliegen dafür sind unverzüglich erbeten.

Versammlungskalender

18.—22.	April	Allgemeine studentische Missionskonferenz Halle
22.—23.	„	Konferenz für evangelische Gemeindearbeit Dresden
25.—26.	„	Konferenz für staatsbürgerliche Erziehung Berlin
4.— 5.	Mai	Religiös-soziale Konferenz Bern
13.—15.	„	Evangelisch-sozialer Kongreß Hamburg
13.—15.	„	Deutscher Evangelischer Schulkongreß Kassel
13.—18.	„	Bund deutscher Bodenreformer Ferienkursus Berlin
18.—21.	„	Bund deutscher Jugendvereine Kiel
22.	„	Theologische Konferenz Gießen
24.	„	Konferenz für studentisches Wohnungswesen München
9.—12.	Juni	Internationale Abolitionistische Föderation Paris
11.—15.	„	Weltbund Jünglingsvereine und Vereine junger Männer Edinburg
24.—26.	„	Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke Hannover
16.—22.	Juli	Weltkongreß für freies Christentum Paris
4.—16.	August	Ferienkurse Jena
4.—30.	„	Internationales Friedensseminar Kaiserslautern
8.—11.	September	Deutscher Pfarrertag Dessau
15.—17.	„	Allgemeiner Evang.-Protest. Missionsverein Braunschweig
15.—19.	„	Instruktionskursus für Kindergottesdienst Bremen
15.—19.	„	Gustav-Adolf-Verein Kiel
25.—28.	„	Evangelischer Bund Görlitz
21.—26.	„	Kongreß für Innere Mission Hamburg
2.— 3.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Eisenach

Am 9. April starb nach kurzem schweren Leiden unser lieber Bruder

Markus

Oberlandesgerichtsrat zu Naumburg

Berlin** und **Heidelberg

Hedwig Weiss
Johannes Weiss
Käthe Weiss

Meine Verlobung mit Fräulein **Charlotte Körner,** Tochter des Kaufmanns Adolf Körner und seiner Frau Gemahlin Rosa geb. Schindel zeige ich ergebenst an.

Waltershausen (Thür.) im April 1913,

K. Sommer, Diakonus

Ein gesundes Töchterchen

Agnes Katharina Elisabet

ist uns heute geboren worden.

Jena, den 11. April 1913

Professor Heinrich Weinel und **Frau Ada** geb. **Thönes**

Gebildete junge Mädchen, welche Luftveränderung brauchen, gut gepflegt und auf Wunsch leicht beschäftigt werden sollen, finden liebevolle Aufnahme. Beste Empfehlungen, mässige Preise.

Haus Voullaire, Neuwied-Rh.

Junge Mädchen aus guter Familie finden bei mäßigem Pensionspreis (eventuell au pair) Aufnahme in einem **Landpfarrhaus der deutschen Schweiz.** Schöne und gesunde Lage am See. Verpflichtung auf ein Jahr. Gelegenheit zu gründlicher Erlernung des Haushalts und nach Wunsch Fortbildung in Französisch, Englisch, Literatur und Musik. Anfragen an die Expedition des Blattes unter **K. W.**

Die Stelle der Vorsteherin der **Anstalten des deutschen evangelischen Frauenvereins** in Florenz soll auf 1. Mai, jedenfalls aber sobald als möglich, neu besetzt werden. Damen im Alter von 28—35 Jahren, evangelisch, von guter Bildung, mit Kenntnissen in neueren Sprachen, wirtschaftlich sehr tüchtig und erfahren, gesund und arbeitsfreudig, wollen sich um nähere Auskunft wenden an **Dr. Lessing,** Pfarrer, **Borgo la Croce 1, Florenz.**

Ankauf von Büchern

Einzelne gute Bücher, sowie Bibliotheken jeden Umfanges, Stammbücher, Farbstiche, Städteansichten u. s. w. kauft stets gegen bar

P. Müller, Potsdam, Viktoriastr. 60

Florenz **Deutsch-Evangelisches Hospiz, Via de' Serragli 130 A,** frei und schön gelegen. Trinkgelder abgelöst. **Reinertrag für Zwecke deutsch-evangelischer Wohlfahrtseinrichtungen.** Elektr. Licht, Zentralheizung. Pension von L. 6.— bis 8.—

Gebildeter arbeitsfreudiger Herr

von Kunstverlag religiöser Richtung als Mitarbeiter oder Teilhaber gesucht. Gefl. Angebote mit ausführlicher Angabe bisheriger Tätigkeit etc. an Postlagerkarte 104 **Leipzig 1** erbeten.

Evangelisch-Soziale Frauenkurse in Berlin

zur Ausbildung von Gemeindehelferinnen, in Angliederung an die soziale Frauenschule von Dr. Alice Salomon. Einführung in den praktischen Betrieb der Gemeindearbeit, in kirchliche Jugend- und Armenpflege, Bureauarbeit im Gemeindedienst. Vorträge und Aussprache über religiös-soziale Probleme. Beginn Oktober 1913. Prospekte und Auskunft durch die **Geschäftsstelle: Fräulein Rodenacker, Charlottenburg, Marchstraße 4/5.**

Evangelisch-Sozial
Verlag Arthur Glaue
Charlottenburg

Heft 3. Georg Liebster: Trösten, nicht vertrösten — Wilh. Schneemelcher: Hans Hermann Freiherr v. Berlepsch — Freiherr v. Berlepsch: Wirksame Sozialreform — Helene Goetz: Für Liebster — Hugo Blitz: Entweder — Oder? — Arbeitszeit im Gastwirtschaftsgewerbe — Wilh. Schubring: Landfragen II — K. A. Busch: Bei der „Jugendweihe" — Marie Martin: Wir Frauen auf dem Evangelisch-sozialen Kongresse zu Hamburg — Einladung und Programm der 24. Tagung in Hamburg.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 15. Januar bis März 1913 (Fortsetzung) — Die russische Kirche 1912 — Verschiedenes: Kollektenerträge in England; Gemeinschaftsbewegung und „offenbarungsgläubige" Theologie; Politik und Beichtstuhl in Luxemburg; Ecrasez l'infame!; Neueste Weltmissionsstatistik; Baumgarten-Brandin; Komitee Konfessionslos.

NEUIGKEITEN

aus dem Verlag von

J. C. B. MOHR (Paul Siebeck) und der H. LAUPP'schen Buchhandlung

ALBERT KNAPP

als Dichter und Schriftsteller

Mit einem Anhang unveröffentlichter Jugendgedichte

Von

Dr. Martin Knapp

1912. Mk. 5.—, gebunden Mk. 6.—

In dem Buch ist ein umfangreicher Stoff verarbeitet. Auch die Prosa-Arbeiten A. Knapps sind herangezogen. Dazu kommt eine vollständige Lebensbeschreibung. Das Buch von Dr. Martin Knapp ist ein Muster einer guten geschichtlich-ästhetischen, kritischen und in diesen Beziehungen unerbittlichen Monographie.

Staatsanzeiger für Württemberg vom 11. XII. 1912.

Wir fordern unser Recht!

Ein Wort zur wirtschaftlichen Befreiung der Volksschullehrer

von

Jakob Beyhl

329 Seiten. Verlag von S. Perschmann, Würzburg. 3 Mk.

Siehe die Besprechung in No. 11 und 12 der Christlichen Welt

Frankfurter Zeitung: „Beyhl will das deutsche Volk mobil machen für eine Angelegenheit, die in allererster Linie eine Volkssache ist."

Christliche Freiheit: Das Buch . . . wendet sich an alle diejenigen, die für deutschen Kulturfortschritt arbeiten.

Elsaß-Lothringische Schulzeitung: „Unsre Standesfrage ist durch das Vorgehen Beyhls auf die Höhe einer Volksangelegenheit gehoben worden."

Schulbote für Hessen: Was Beyhl uns bietet, gibt unsrem Kampf in ganz Deutschland eine vollständige Wendung. In dieser großzügigen Arbeit hat sich Beyhl ein bleibendes Denkmal in der Geschichte der deutschen Lehrerschaft gesetzt.

Schleiermacher-Briefe. Ein Hausbuch. Ausgewählt von Martin Rade. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. Br. Mk. 4.—, in Leder geb. Mk. 6.—

Nordseebad Büsum in Holstein
(Bahnstation)
Seefahrten, Seehunds- und Entenjagden, Wattenausfl.
Prospekte gratis durch Badekommission.
Grüner Strand
Damen-Herren und Familienbad